

von Gustav Nette-Rosen

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modenbild nebst Beschreibung. — Kaiserin und Sängerin. Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Schluß.) — Eine Piratenstadt in Algier, von Gustav Rasch (mit Illustration). — Rococo, von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — Galanterie und Etiquette, von George Hefel. — Nebus. — Räthsel. — Auflösungen des Nebus und der Charade Seite 152, der Schachaufgabe Nr. IX, Seite 104. — Correspondenz.



Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Kleid mit hoher Taille und Doppelrock aus grauem Foulard. Garnitur aus à la grecque aufgesetztem schwarzem Sammetband. Dasselbe bildet am unteren Rande des Rockes Patten, zwischen je zwei Patten ist ein gestollter Bolant vom Stoff des Kleides angebracht. Der hintere Theil des oberen Rockes ist mittelst einer mit Sammetband besetzten Stofflange in einen Busch geordnet, der vordere Theil bildet zwei breite Schärpen. Hut aus schwarzem Stroh, mit schwarzem Sammetbande und schwarzen Federn garnirt.

Kaiserin und Sängerin.

Historische Novelle von Luise Mühlbach. (Schluß.)

Werner lächelte ungläubig und nahm die Hand, die sie ihm darreichte, nicht an.

„Sie täuschen sich, Signora! Ich habe Nichts gethan, um Ihren Dank zu verdienen! Ich kam, wie es meine Pflicht war, zu unserer gewöhnlichen Arbeitsstunde hierher, da hörte ich lauten Streit, und wie es auch meine Pflicht war, trat ich ein wenig eiliger ins Zimmer, als sonst. Sie sind mir deshalb keinen Dank schuldig.“

„D!“ rief Katharina, „Sie haben kein Herz, Werner!“ „Oder, Signora,“ sagte er ruhig, „vielleicht ist mein Herz ein weißes Blatt, und noch ist Nichts darauf geschrieben.“

„Nun wohl denn, so will ich einen Namen auf das weiße Blatt schreiben, meinen Namen, Werner!“

„Ihren Namen!“ rief er, und es glänzte einen Moment wie ein Sonnenstrahl über sein Angesicht, dann trat er zurück.

„Sie wollen mit mir scherzen, Signora!“ sagte er ernst.

„Nein,“ rief sie leidenschaftlich, „nein, Du weißt, daß ich nicht scherze, Du weißt auch, Du grausamer Mann, daß in Deinem Herzen mein Name schon geschrieben steht. Warum wolltest Du es mir nicht sagen? Meinst Du in Deinem Mannesstolz, es gezieme Dir nicht, zu werden um ein Weib, welches in Glanz und Ruhm dasteht? Nun wohl, wenn Du mich so hoch stellst, so ziemt es mir, zu sprechen, und ich will's! Werner, ich liebe Dich! Nun öffne mir Dein Herz, nun thue Deine Lippen auf und bekenne das Geheimniß Deiner Seele!“

Eine Pause trat ein; sie schaute mit offenen Armen und fragenden Blicken zu ihm hin; er aber trat einen Schritt zurück.

„Ich glaube Ihnen nicht, Signora,“ sagte er.

„Du glaubst mir nicht!“ rief sie. „Ich bekenne Dir, daß ich Dich liebe, und Du, Du glaubst mir nicht?“

„Nein,“ sagte er ruhig, „ich glaube Ihnen nicht! Es ist nur eine Laune, Signora, welche Sie zu mir zieht! Weil Alle zu Ihren Füßen liegen, so reizt es Sie, daß es Einen gibt, der dies nicht thut! Und wenn dieser Eine auch nur ein armer geringer Mann ist, so peinigt das gerade Ihren Stolz! Und wenn ich nun schwach genug wäre, zu lauschen auf diese Sirenenlaute, die freilich bezaubernd klingen, dann würde die Sirene mit spöttischem Lachen sich von mir wenden und rufen: „Du bist an Deinem Platz, auf Deinen Knien! Bleib da, Sklave, neben den andern Sklaven!“

Sie hatte, die Hände in einander gefaltet, athemlos auf seine Worte gelauscht.

„Das glaubst Du, Werner?“

„Ja, ich glaube es, Signora. Sie sagen, daß Sie mich lieben, Katharina. Wissen Sie, was ich fordern würde, wenn ich an Ihre Liebe glauben sollte?“

„Sagen Sie es mir, Werner, sprechen Sie!“

„Ich wiederhole, was ich schon einmal zu Ihnen sprach: Maria Magdalena, als sie ihren Erlöser erkannt hatte, warf Alles von sich, Gold und Silber, Juwelen und Brillanten, Ruhm und Freude, warf Alles von sich und neigte sich vor dem Herrn! Dann ging sie in die Wüste, um zu büßen und zu bereuen, und sie weinte über sich selbst glühende Thränen! Das waren die ersten Brillanten, welche wieder Wohlgefallen fanden vor den Augen Gottes.“

„O, Werner,“ ächzte sie leise, die Hand vor ihr Angesicht legend, „Sie sind grausam.“

„Nicht grausam, Signora, nur wahr! Ich verstehe die Liebe anders, wie Sie. Für mich ist sie nicht die flüchtige Laune einer Stunde, für mich ist sie die höchste Blüthe des Daseins, das vom Himmel hernieder gestiegene Gotteslicht, und wenn das meine Seele und mein Herz einmal durchleuchtet hat, so wird es nur erlöschlich mit meinem Leben. Der Bettlerin, die ich liebe, könnte ich anbetend zu Füßen niedersinken und sagen: „Gib mir Deine Hand und Du gibst mir damit das höchste Glück und die höchste Ehre und den höchsten Reichtum!“ Aber ebenso sage ich der reichen, angebeteten, berühmten Frau: „Wenn Du mich liebst, so beweise es mir, indem Du Deinen Ruhm von Dir wirfst und Deine Schätze, um, eine Bettlerin, hin zu treten vor mich und zu sagen: Da bin ich, erlöse mich von meiner Vergangenheit!“ Dies ist es, Signora, was ich begehren würde von der Frau, die ich lieben soll, und dies ist es, Signora, was Sie nimmer thun würden. Und das ist ein Beweis, daß Sie die wahre Liebe noch nicht in Ihr Herz aufgenommen haben.“

Er neigte sich tief vor ihr, dann wandte er sich und ging.

Sie hatte noch immer mit verhülltem Angesicht da gestanden. Das Zufallen der Thür machte sie erschrecken, und sie ließ die Hände von ihrem Angesicht niedergleiten.

„Er ist fort,“ weinte sie, „er hat mich allein gelassen, allein in dieser Dede des Lebens! Er verachtet, er veracht mich und glaubt nicht an meine Liebe! Aber er soll daran glauben, ich will ihm beweisen, daß Katharina Gabrieli ihn liebt, wenn auch

nicht so, wie er es meint! Das Leben ist mir Nichts ohne ihn, ich werfe es von mir, will er es nicht mit mir theilen!“

XV. Cagliostro.

Eine dunkle Nacht lag über Petersburg. Die große Glocke des Isaaksthurms hatte soeben die zehnte Stunde geschlagen, als eine verhüllte Gestalt schnell und geräuschlos die Thür eines Hauses, das in einer stillen Seitenstraße lag, öffnete und den kleinen niedrigen Flur betrat, den eine von der Decke herabhängende Lampe nur spärlich beleuchtete. Wie Jemand, der mit den Räumllichkeiten schon bekannt ist, schritt der Vermummte über den Flur dahin nach der gegenüber liegenden Thür. Auch diese öffnete er und betrat den dahinter gelegenen hellen Corridor.

Ein Diener in reicher, eleganter Tracht wartete dort. Nachdem der Ankömmling zu diesem einige Worte gesprochen, deutete der Diener mit der Hand den Gang hinunter. Der Verhüllte schritt weiter. Da trat aus einer dritten Thür ein hochgewachsener Mann, in langem Talar von purpurner Seide, mit gesticktem prachtvollem Gürtel.

„Sie wünschen mich zu sprechen?“ fragte er.

Jener schob die Capuze zurück. „Ich bin es, Cagliostro.“

„Ah, Sie, mein Fürst! Sie kommen zu mir, das heißt, Sie bringen mir eine Freudenbotschaft!“

„Ja, wenn Sie es so nehmen wollen, bringe ich Ihnen eine solche! Der Courier, den ich erwartet, ist vor einer Stunde in der österreichischen Gesandtschaft eingetroffen. Hier die Antwort auf Ihren Brief und Ihr Gesuch. Der Kaiser Franz ladet Sie zu sich und will in seinem Laboratorium mit Ihnen arbeiten, aber er wünscht, daß Sie so schnell als möglich kommen können.“

„Wahrlich, das wünsche ich auch!“ sagte Cagliostro seufzend.

„Sie wissen, Fürst, daß ich nicht bin, was ich scheine, und daß von dem Stein der Weisen, in dessen Besitz zu sein ich mich rühme, auch nicht ein Atom sich in meiner Hand befindet. Ich habe falsch gerechnet! Ich habe geglaubt, hier, am Hofe der seltsamen Kaiserin, mein Glück zu machen. Ich verließ deshalb die Türkei, wo man an mich wie an einen Gott glaubte, und muß nun erkennen, daß ich ein Thor gewesen, der sich in allen seinen Berechnungen getäuscht hat. Doch Sie, Fürst, strecken mir Ihre rettende Hand entgegen. Es ist Alles zu meiner Abreise bereit, und diese Nacht noch verlasse ich Petersburg.“

„Weisen Sie! Sie sind gut empföhlen und Sie werden gut empfangen werden! Aber das ist es nicht allein, was mich hierher geführt! Sie ertheilen heut also Ihre letzten Audienzen?“

„Ja, heut zum letzten Male will ich die thörichten Kranken, die von mir Genesung hoffen, empfangen und ihnen meine Arzneien und meinen Rath verkaufen! Es wird mein Reisegeld sein!“

„Sie haben das nicht nötig!“ erwiderte der Andere, ein Blatt Papier und eine Börse auf den Tisch legend, „hier ist eine Anweisung an meinen Banquier in Wien, und hier ist Gold! Doch bitte ich Sie, heut Abend noch Besuche anzunehmen, und zwar wird ein Wesen kommen, sich von Ihnen Rath und Hilfe zu erlösen, ein Wesen, das Sie kennen, wie ganz Europa es kennt, ein Weib, das ich liebe, Cagliostro!“

„Und dies Weib, mein Fürst, lassen Sie zu mir gehen und wissen doch nur zu gut, daß mein Lebenselixir allein für die Thoren wirksam ist?“

„Sie will nicht das Elixir des Lebens, sondern das des Todes von Ihnen holen, so glaube ich, so fürchte ich, ja wenn Sie wollen, so hoffe ich! Ich spreche für Sie in Rathsel! Was thut's? Ich weiß, daß der morgende Tag für mich ein Tag des Glückes sein wird, wenn, was ich befürchte oder erhoffe, wahr ist! Cagliostro, kennen Sie die Signora Gabrieli?“

„Wer kennt sie nicht, Fürst!“

„Nun denn, sie wird, wie ich überzeugt bin, hierher kommen, um von Ihnen Gift zu holen. Sie hat ihre Kammerfrau nach Ihrer Wohnung gefragt und nach der Art, wie man zu Ihnen gelangen könnte; diese Kammerfrau ist in meinem Gold und hat mir Bericht erstattet! Signora Gabrieli wird kommen! Horch, die Glocke tönt! Sie erlauben, daß ich bleibe und mich verberge!“

„Wer weiß, ob die Gabrieli es ist! Indes, Sie sind ein Ehrenmann und können schweigen! Ich vertraue Ihnen! Treten Sie hinter diesen Schirm, Niemand wird Sie hier sehen, dagegen können Sie Alles sehen!“

Er schob hastig den Schirm zurück, der vor dem Ramin stand, und der Fürst schlüpfte dahinter. Einen Moment darauf ward die Thür geöffnet, und herein trat eine verhüllte Gestalt. An der Schwelle blieb sie stehen.

„Der Doctor Cagliostro?“ fragte sie, und diese Stimme machte das Herz dessen, der hinter dem Schirme stand, beben und sagte zugleich dem Cagliostro, daß Signora Gabrieli zu ihm eingetreten sei.

„Er befindet sich vor Ihnen. Und was ist der Grund Ihres Kommens, was haben Sie mir zu sagen?“

„Was ich Ihnen zu sagen habe? Nichts und Alles! Was mich zu Ihnen führt? Das Leben oder der Tod! Man hat mir gerüht, daß Sie in den Sternen zu lesen wissen, und daß Nichts Ihnen verborgen bleibt! Nun denn, wissen Sie, was mich zu Ihnen führt?“

„Ich weiß es!“

„Man hat mir auch mitgetheilt, daß Sie Gift verkaufen?“

„Es kommt darauf an, was Sie unter Gift verstehen!“

„Ich verstehe darunter das Lebenselixir. Der thörichte Haufen jagt freilich, Cagliostro besitzt das Lebenselixir, und meint damit einen Trank der Unsterblichkeit. Aber ich weiß wohl, Cagliostro, was Sie damit meinen! Das Lebenselixir ist der Trank der Sterblichkeit, des Todes, und wenn ich von Ihnen Gift fordere, so will ich damit den Trank des ewigen Lebens oder des Todes! Wollen Sie ihn mir geben?“

„Das hängt davon ab, für wen Sie ihn begehren! Wenn für Euch selbst, Katharina Gabrieli, so sollen Sie ihn haben! Wenn für Andere, so sage ich: Nein!“

„Ah, Sie kennen mich?“ fragte sie gleichgiltig.

„Ob ich Sie kenne? Jugend, Schönheit und Künstlerkraft, Freude der Augen und Dälerin der Herzen, ja, Katharina Gabrieli, ich kenne Sie!“

„Nun denn, weil Sie mich kennen, will ich Ihnen sagen, daß ich den Trank für mich selber haben will, daß mein Leben Nichts ist, als ein fortgesetztes Fest, und weil Sie ein Arzt sind, wissen Sie auch, daß man am Ende eines allzulangen Festes sich krank und elend fühlt, und daß Einem, je mehr man genossen, desto erbärmlicher nachher zu Muth ist!“

„Sie aber, Signora, sind noch nicht am Ende des Festes! Sie sind jung und so geehrt, daß Sie mit jedem Schritt, den

Sie in die Welt hinein thun, Vorbeeren unter Ihren sprossen sehen!“

„Und doch bin ich dahin gekommen,“ unterbrach sie „alle Vorbeeren gering zu schätzen und Alles zu verachten, was auf den Grund der Dinge geschaut habe! Das Leben liegt mir wie eine schwere Last, der Ruhm, um den die thörichte Menschheit mich beneidet, drückt mich nieder! Ich kann das kein nicht mehr ertragen. Die Vergangenheit ist für mich Gespenst, die Gegenwart langweilt mich tödlich und“

„Und die Zukunft entsetzt Dich, armes Kind!“ unterbrach sie Cagliostro ernst, „ich kenne das, ich kenne Deine Leiden! der Höhe Deines Ruhmes schaust Du, wenn Deine glänzende Carrosse Dich vorüberführt an den Hütten der Armuth, nach hinein in die niedrigen Fenster und denkst, dahinter wohnt leicht ein glücklich Weib, hält ihr Kind an ihrer Brust und den Gatten, der sie liebt! Ja, auf der Höhe des Ruhmes best Du das Glück der ärmsten Bürgerfrau, Katharina Gabrieli!“

„Ach,“ sagte sie matt, indem sie auf den Sessel niedersank, „Sie heißen wirklich den Stein der Weisen, Cagliostro, schauen in die Herzen!“

„Und ist es wahr, Signora, Ihr starker Geist hat doch seine schwachen Stunden, und das elende, jammervolle Ding, man öffentliche Meinungen nennt, beunruhigt die geniale Künstlerin?“

„Ja,“ murmelte sie, als wenn sie nur zu sich selber innersten Gedanken spräche, „ja, die öffentliche Meinung, was von mir spricht und denkt, mordet mich! Ich könnte glücklich sein, aber die öffentliche Meinung verdammt mich beim höchsten wie beim niedrigsten Manne! Ich könnte glücklich sein, wenn man meinen Namen mit weniger Begeisterung, aber mit mehr Achtung nennete!“

„Achtung!“ sagte Cagliostro achselzuckend, „das ist Waare, die ich nicht zu verkaufen habe, Signora! Alles auf Erden sonst ist käuflich, die Liebe und die Freundschaft, aber die Achtung muß man sich verdienen, die kann man für alles Gold der Welt nicht kaufen!“

„Und weil man das nicht kann,“ rief sie leidenschaftlich, „weil ich sie weder mit Brillanten noch mit Geld kaufen kann, darum will ich sterben!“

„Sterben?“ fragte er. „So sind Sie doch nur ein schwaches Weib!“

„Schwach?“ sagte sie, „ich meine, es gehört wohl dazu, mitten aus seinen Triumphen, von der Höhe seines Ruhmes hinabzusinken in ein Grab! Nein, Cagliostro, ich bin schwach!“

„Doch, Signora, Sie sind schwach! Wenn Sie es wären, würden Sie sich nicht erheben über die dumme, süchtige Menge?“

„Sie haben Recht, Cagliostro, was die Menge betrifft. Die Berachtung eines edlen Menschen, den man liebt, ist Dolchstoß, der so tief das Herz durchbohrt, daß es sich daran bluten muß! Das meine hat diesen Dolchstoß empfangen, und bin müde des Lebens und darum, Doctor, komme ich zu Ihnen um mir das Lebenselixir zu holen. Versagen Sie es mir nicht! Ich möchte auf keine uneheliche Weise aus dem Leben scheiden, ich fürchte, meine Hand ist zu schwach, um den Dolch zu führen. Geben Sie mir Etwas von Ihrem Lebensstrahl, damit ich froh von hinnen gehe, und damit mein Antlitz nicht im Tode erbleiche. Auf daß, wenn Er mich anschaut, mein friedliches Antlitz vielleicht ihm eine Thräne der Nahrung entlockt!“

„Armes Kind,“ sagte Cagliostro, „ich sehe wohl, Ihre Seele ist tief, und nur der ewige Schlaf kann sie heilen! Ich will Ihnen geben, was Sie begehren!“

Er ging zu dem Wandschrank, nahm eine Flote und trat sie der Sängerin dar.

„Wenn Sie jetzt heimkehren und sich zur Ruhe begeben, gießen Sie unter Ihren Trank aus diesem Fläschchen, Sie werden keinen Schmerz empfinden, Sie werden sanft hinsinken in ewigen Schlaf — oder zum ewigen Erwachen! Nehmen Sie!“

„Und hier nehmen auch Sie!“ sagte sie, eine Börse auf den Tisch legend. „Ich danke Ihnen, Doctor, wie ein Gefangener Dem dankt, der ihn befreit! Leben Sie wohl!“

Und mit hastigen Schritten verließ sie das Gemach.

In tiefer Erschütterung kam der Fürst aus seinem Bette hervor.

„Sie haben Alles gehört?“ fragte Cagliostro.

„Ja, Alles gehört! Und mein Herz ist voll Jubel und Freude! Maria Magdalena hat sich selbst erlöst! Und Sie gaben Sie ihr statt des Giftes?“

„Nur einen beruhigenden Schlaftrunk! Sie wird ihn nehmen und wird dann zehn Stunden schlafen, einen festen, traumlosen Schlaf. Wenn sie erwacht, wird sie sich stark und kräftig fühlen.“

„Ich danke Ihnen, Cagliostro, danke Ihnen aus dem Grunde meiner Seele! Reisen Sie wirklich heut?“

„Ja, Fürst, noch diese Nacht, der Boden brennt mir unter den Füßen. Mit Courrierpferden eile ich nach Wien!“

„Ich hoffe, daß ich auch bald dort sein werde, oder vielmehr lassen Sie mich sagen, wir, und daß ich Ihnen dann der glücklichste der Sterblichen das schönste und geliebteste Weib meiner Gemahlin zeigen werde!“

XVI. Die Todesbraut.

Mit strahlendem Angesicht war Signora Gabrieli von ihrer späten Ausfahrt heimgekehrt; die Kammerfrau Georgine begleitete sie bis an die Thür ihres Boudoirs und fragte, ob die Signora zu soupieren befehle, und ob man Herrn Werner zu dem Essen rufen sollte?

Sie schüttelte lächelnd das Haupt. „Heut nicht, Georgine, ich bin satt des Lebens und Gurer irdischen Genüsse, satt auch der Menschenheit; ich mag Nichts mehr wissen und hören von Allen! Aber schmücken sollst Du mich heut wie zu einem Fest, schmücken wie eine Braut, die sich zur Trauung begibt! Georgine, wie eine Braut, die einem Kaiser sich vermählen will, Meine schönsten Gewänder, meinen herrlichsten Schmuck will anlegen.“

„Die Signora wollen sich also zu einem Feste begeben?“ fragte die Kammerfrau anscheinend mit harmloser Miene.

„Ja, zu einem Feste will ich mich begeben,“ erwiderte sie lächelnd, „und ein geliebter, ein angebeteter und längst erwarteter Freund erwartet mich bei demselben. Nun eile Dich, Georgine, denn mein Herz ist ungeduldig und sehnt sich dem Freunde entgegen. Eile Dich und rufe auch Deine beiden Gefährtinnen, beiden Kammermädchen zu Deiner Hilfe herbei! Ich will noch einmal sehen, es sind gutherzige Geschöpfe, und ich liebe sie lieblich.“

Sie lieben die gnädige Signora, wie Jeder Sie liebt, der das Glück hat, Ihnen zu nahen."

"Jeder?" sagte sie mit einem bitterem Lachen. "Sage lieber, Georgine, Jeder, der dafür bezahlt wird. Vergib mir, armes Kind, ich wollte Dich damit nicht kränken; mag es denn so sein, es liebt mich Jeder, es kommt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an! Nun eile Dich."

Die Kammerfrau rief die beiden jungen Mädchen herbei, und bald waren sie alle um die Signora beschäftigt und kleideten dieselbe in das weiße Atlasgewand mit der goldgestickten Schleppe, über welches gleich einer von Sonnenstrahlen angehauchten Wolke eine Tunika von durchsichtigem Gold sich ergoß. Das wundervolle Haar, das in reicher Fülle und ungepudert das Haupt schmückte, ward nun mit einem Diadem geziert, Spangen von Brillanten umschlossen die schönen Arme, und den Hals das prächtige Collier mit den funkelnden Steinen, welche einer Kaiserin Ehre gemacht haben würden.

"O, wie prächtig ist die Signora anzuschauen," riefen die Mädchen mit dem Ausdruck wirklichen, ungeheuerlichen Entzückens. "Wenn das Publicum die Signora heut Abend sehen könnte, so würde alle Welt bezaubert sein von Ihrer Schönheit."

Schweig, Ihr Guten, schweig! Mich gelüftet nicht mehr nach dem Manna der Schmeicheleien, laßt mich nun, die Toilette ist beendet, und das Fest beginnt. Nun geht hinaus, Mädchen, und damit Ihr heute recht mit mir zufrieden seid und zuweilen noch dieses Augenblickes gedenket, nehmet dies zur Erinnerung!"

Sie nahm aus ihrem Schmuckkästchen ein paar von Juwelen funkelnde Armbänder und reichte sie den jungen Mädchen dar, die jauchzend vor Entzücken sie empfangen und zu ihren Füßen niederknien wollten, ihr zu danken.

Sie hob sie auf. "Laßt das! Nichts mehr von irdischer Unterthänigkeit! Hier, Georgine, nehmet Sie dies Halsband von Rubinen und Brillanten. Ich weiß, es gefiel Ihnen immer besonders, und Sie sollen es zu meinem Andenken tragen. Still, kein Wort des Dankes! Ueberhaupt kein Wort mehr! Geht nun hinaus, ich erwarte den Besuch, den ich lange ersehnt habe, und Niemand soll zugegen sein, wenn er eintritt in mein Gemach! Geht!"

Sie verneigte sich, küßten den Saum ihres glänzenden Brautgewandes und schlichen dann leise auf den Zehen hinaus.

Sie blickte ihnen nach und lächelte, als die Thür sich hinter ihnen schloß.

Draußen befahl die Kammerfrau den beiden Mädchen, sich zur Ruhe zu begeben, dann eilte sie mit hastigen Schritten nach dem Zimmer, in welchem Herr Werner wohnte.

Er hatte sie schon erwartet. Sein Gesicht war tief bewegt und bleich vor Aufregung und Erwartung.

"Nun, Georgine? Die Signora ist heimgekehrt?"

"Ja, gnädiger Herr, sie ist heimgekehrt!"

Mit leiser flüsternder Stimme erzählte Georgine dem athemlos Lauschenden, was sich seitdem begeben.

Sie flüsternte lange mit einander, und Georgine horchte mit ehrerbietiger Miene auf jedes Wort, was Herr Werner zu ihr sprach. "Sie haben mich doch verstanden?" sagte er.

Sie verneigte sich tief. "Dem gnädigen Herrn zu Befehl, ich habe Alles verstanden und begriffen und ich werde mich beeifern, die Befehle des gnädigen Herrn zu vollführen."

"Wohl denn, eilen Sie sich! Der Wagen steht bereit, fahren Sie so rasch, wie die Pferde jagen können, zum Grafen Kobenzl und übergeben Sie ihm das Papier! Er ist von Allem unterrichtet und wird für Alles sorgen! Eilen Sie sich."

Die Kammerfrau eilte von dannen, während Werner leise den Gang hinunterschlich zu der Thür des Gemaches, in dem Signora Gabrieli weilte.

Er legte lauschend sein Ohr an diese Thür. Tiefe Stille herrschte rings um; auf einmal ertönte laut und jubelnd die Stimme der Sängerin, und mit einem Ausdruck des Entzückens und der Wonne sang sie: „sono regina e sono amante.“

Werner horchte mit tiefer Rührung auf die Klänge. Jetzt verhallte der Gesang, und wieder ward Alles still. Eine lange Zeit verharrete Werner draußen. Endlich öffnete er leise die Thür; aber Nichts regte sich, und er wußte nun, daß sie vollbracht habe, was sie beschloßen. Er trat ein.

Ja, da lag sie, hingegossen auf ihr Lager, bleich wie ein Marmorbild, aber entzückend schön.

Werner trat an das Lager und sank bewundernd davor nieder. Da gewahrte er ein kleines, zusammengefaltetes Papier, das sie in den Gürtel gesteckt hatte, an die Stelle, wo ihr Herz so glühend und so leidenschaftlich sonst geschlagen, das nun aber still stand, wie sie wählte, um nimmer wieder zu erwarmen.

Vorsichtig zog er das Papier hervor, es enthielt einen letzten Liebesgruß, an ihn gerichtet!

Er las ihren Scheidegruß unter Thränen und küßte mit Zerknirschung die Schriftzüge der Geliebten. Dann erhob er sich, drückte noch einmal ihre ruhende Hand an seine Lippen und leise dann ging er hinaus.

Zu dem Hotel der Signora herrschte diese Nacht keine Ruhe, und es war ein seltsames Schaffen und Wirken in allen Räumen. Wagen kamen und fuhren von dannen; eine ganze Schaar Arbeiter waren thätig in den Sälen und Gemächern. Es schien, als ob man Alles vorbereite zu einem glänzenden Feste, zu einer eruchten, kirchlichen Feierlichkeit sogar, denn in dem kleinen Empfangssaal der Signora errichtete man jetzt einen Altar, geschmückt mit Blumen und Guirlanden.

Mit Blumen bestreut war auch der Fußboden rings um den Altar, in dessen Mitte aus einer goldenen Schale die spitzen Flammen des Naphta auf- und niederzüngelten. In dem Boudoir dicht neben dem Saale hatten mehrere Herren sich versammelt. Der österreichische Gesandte Graf Kobenzl nebst einigen Attachés, sowie der katholische Caplan, welcher der Capelle des Gesandtschaftshotels vorstand. Die Herren plauderten in heiterer Weise mit einander.

Werner hatte sie eben verlassen, um, wie er sagte, „die Braut zu holen“. Mit hastigen Schritten begab er sich jetzt in das Gemach, in welchem die Sängerin, wie sie meinte, den Freund gefunden hatte, der sie erlösen sollte von allen Schmerzen und Enttäuschungen des Lebens.

Sie ruhte noch auf dem Lager; aber nicht mehr unbeweglich und starr waren ihre Glieder, und nicht mehr bewegungslos ihre Lippen. Weis wie im sanften Schlaf hob sich ihre Brust, und ein süßes Lächeln umschwebte den Mund, der sich jetzt wieder geröhret hatte.

Werner beugte sich nieder und küßte ihre Lippen. Und es war, als ob der Kuß des Geliebten sie wieder zurückdrückte in das Leben, welches sie verachtend von sich gestoßen.

Langsam öffnete sie die großen, schwarzen Augen, und ihr erster Blick senkte sich in die feingliedigen, die tief über sie geneigt waren und sie anschauten mit dem Ausdruck der Liebe, der Seligkeit, des Entzückens.

Sie schien wie von einem Zauber umfungen; sie regte sich nicht, sie schaute noch immer in diese Augen, welche für sie den Himmel bedeuteten. Und jetzt leise und kaum hörbar flüsternten ihre Lippen: „Ich liebe Dich!"

Er wiederholte es mit lauter, seliger Stimme: „Ich liebe Dich, Katharina, und die Liebe hat Dich erlöst und die Liebe ruft Dich in das Paradies!"

Jetzt flog ein Zucken durch ihre Glieder, und mit ihrer alten, gewohnten Energie sprang sie von dem Lager empor. „Was ist mit mir geschehen? Ich wollte sterben und ich lebe wieder. Bin ich wahnsinnig geworden? Hörte ich nicht seine Stimme, und jagte er nicht, daß er mich liebe?"

„Katharina, ja, das jagte er, und es ist sein Ruf, der Dich weckt zu neuem Leben! Ja, Katharina, er liebt Dich, er betet Dich an! Aus Liebe ist er Dir gefolgt seit einem Jahre schon, auf allen Deinen Wegen! Aus Liebe hat er Dich begleitet, wohin Du gingst, aus Liebe hat er sich in den Staub gebeugt, um Dich zu retten, Dich zu gewinnen! Katharina, aus Liebe hat er Dich erlöst, geliebtestes, einziges Weib.“

Sie schaute auf ihn mit einem seligen Lächeln, dann faßte sie mit der Hand nach ihrer Stirn:

„Ich träume nicht, ich bin nicht gestorben,“ murmelte sie. „Aber der Trank hat mich wahnsinnig gemacht; ich sehe, was nicht ist, ich höre, was nicht sein kann.“

„Nein,“ sagte er, „Du siehst, Du hörst nur, was ist! Du hörst mich jetzt mit meiner Stimme Dir sagen, was mein Herz Dir immer gesagt hat: Katharina, ich liebe Dich und ich war grausam zu Dir aus Liebe! Ich wollte Dich erlösen aus diesem Wust des Daseins, ich wollte Dich kennen lehren die Heiligkeit der reinen, wahren Liebe!“

Sie stieß einen Schrei aus, einen jubelnden Schrei des Entzückens und fiel zu seinen Füßen nieder.

Er aber hob sie mit einer stürmischen Bewegung der Freude empor und küßte ihre glühenden Lippen.

„Höre und glaube: ich liebe Dich unaussprechlich, ewig und ich frage Dich jetzt, Katharina Gabrieli, willst Du mein Weib sein, willst Du mit mir Freude und Leid, Wonne und Schmerz theilen Dein Leben lang?"

„Ich will's! Ich will's!"

„So komme denn, Geliebte, und folge mir, der Priester ist bereit, unserm Bunde die Weihe zu geben.“

Er legte seinen Arm um ihre Gestalt und zog sie, die schwankend und noch matt sich auf ihn lehnte, hinaus aus dem Gemach.

Sie fragte Nichts, sie wunderte sich über Nichts. Es war ihr Alles wie ein holder, süßer Traum, sie war sich nicht bewußt, ob sie lebe, ob Alles sich wirklich so begeben oder ob Alles das nur süße Phantasien wären.

So Arm in Arm traten sie ein in den kleinen Saal. Die Herren, die im Nebengemach sie hatten kommen sehen, erschienen jetzt ebenfalls und begrüßten die Signora.

Sie dankte ihnen mit holdem Lächeln und kniete mit dem Geliebten nieder auf die Kissen, die vor dem Altar, von duftigen Rosen übergossen, sich befanden.

Der Gesandte, Graf Kobenzl, und seine Attachés als Zeugen nahmen ihre Plätze ein, und die feierliche Handlung begann. Dann, als der Priester ihre Hände in einander gelegt, begab man sich in das anstoßende Zimmer, um dort den Heiraths-Contract zu unterschreiben.

„Ich bitte Sie, Herr Graf Kobenzl,“ sagte Werner, „den Contract, den wir vorhin aufgesetzt, der Signora vorzulesen, damit wir erfahren, ob er ihre Billigung hat.“

Graf Kobenzl las: „Wir, die unterzeichneten Eheleute, haben im Ehecontract Jeder nur dieses zu sagen: Was ich habe und besitze, gehört dem Geliebten, der Geliebten.“

„Ist das Deine Meinung, Katharina?“ fragte Werner lächelnd.

Sie nickte ihm freudevoll zu: „Ist meines Herzens innerste Meinung. Gib mir die Feder und laß mich unterzeichnen!“

Er reichte sie ihr dar, und mit einem hastigen Zug schrieb sie unter den lakonischen Ehecontract ihren Namen.

Dann unterschrieb auch er, und die Zeugen fügten ihren Namen hinzu.

„Und jetzt,“ sagte Graf Kobenzl lächelnd, „jetzt, da die Ceremonie beendet ist, meine ich, wir lassen das junge Paar allein und erwarten es heut Mittag beim Diner, welches ich die Ehre haben werde, ihm im Gesandtschaftshotel zur Feier dieses Tages zu bereiten. Ich glaube, es werden in der guten Stadt Petersburg sehr viele Leute überrascht sein von diesem unerwarteten Ereigniß, und ich gestehe Ihnen, Signora, daß ich recht begierig bin, alle die erstaunten Gesichter zu sehen.“

Werner lächelte. „Ich bitte Sie, Graf Kobenzl, uns zu verzeihen, wenn wir den heutigen Tag ganz in der Stille und für uns allein zu feiern wünschen, wir haben uns noch so Vieles zu sagen und zu erklären.“

„Aber heut Abend beim Hofconcert werden wir doch die Ehre haben, das junge Paar zu begrüßen?“ fragte Graf Kobenzl, und Werner wandte sich lächelnd zu Katharina:

„Es ist vor einer Stunde für heut Abend Hofconcert angemeldet worden,“ sagte er, „und ich habe mir erlaubt, im Namen der Signora Katharina Gabrieli die Einladung, welche unmittelbar von der Kaiserin gefandt ward, anzunehmen. Ihre Majestät wünscht nochmals die Arie zu hören, welche die Signora gesungen, da sie vor der Kaiserin zum ersten Mal erschien.“

„Die Arie aus Didone,“ lächelte Katharina.

„Ich habe also zugefagt,“ fuhr er fort, „und ich bitte meine Gemahlin, ein gutes Wort für mich bei der Sängerin einzulegen, daß sie das von mir gegebene Versprechen erfülle.“

Sie thut es,“ erwiderte sie lächelnd, „sie wird heut Abend der Kaiserin die Arie singen, welche sie begehrt.“

Werner küßte ihre dargereichte Hand. „Ich danke der Künstlerin und meiner Gemahlin für ihre Güte; Sie aber, Graf Kobenzl, erlaube ich, und auch Sie, meine Herren, bis heut Abend das Geheimniß unserer Verbindung zu bewahren und es Niemand abhnen zu lassen! Die Ueberraschung wird dann um so größer sein, und Sie werden noch mehr Vergnügen haben, lieber Graf!“

Sie versprachen es gern; kein Wort sollte das Geheimniß verrathen, und erst am Abend bei dem Hofconcert wollte Graf Kobenzl selber es der Kaiserin verkünden.

„Und jetzt,“ rief Werner, als die Herren sich entfernten hatten, „jetzt sind wir allein, Katharina, und jetzt erst kann ich auf mei-

nen Knien Dir danken für das himmlische Glück, welches Du, holdseliges, geliebtes Weib, mir schenkst. Aber Katharina,“ fuhr er dann fort, „laßt seinen Arm um ihre schöne Gestalt legend, „jetzt bitte ich Dich doch, noch einen Blick auf unsern Heiraths-Contract zu werfen.“

„Wozu?“ fragte sie lächelnd. „Ich habe ihn ja schon gelesen und unterzeichnet!“

„Auch ich habe ihn unterzeichnet,“ sagte er, „und ich wünsche doch, daß Signora Gabrieli meine Unterschrift erkennen und als echt constatiren möchte! Liez, Geliebte.“

Er reichte ihr das Blatt dar, und sie, um nur seinem Wunsch nachzukommen, blickte auf das Papier.

Dann zuckte sie zusammen und schaute ihn ganz verwundert an. „Was ist das für ein Name, der unter dem Papier steht? Fürst Orsini?“

„Ja,“ sagte er mit einem seligen Lächeln, vor ihr in die Kniee sinkend, „ja, Fürst Carlo Orsini. O, Du geliebtes Weib, Du warst bereit, dem armen Secretär Dich zu vermählen, um seinetwillen Deine Herrlichkeit, Dein königliches Dasein hinzugeben! Ich danke Dir für diesen Beweis Deiner Liebe; Du hast die Prüfung bestanden, hast in Allem Dich groß und edel bewährt. Nun höre und laß Dir erklären, Geliebteste! Ich sah Dich zuerst in Rom. Seitdem folgte ich Dir auf allen Deinen Wegen, folgte Dir nach Neapel, nach Parma und auch nach Wien. Dort, in den letzten Tagen, vertraute ich das Geheimniß meiner Liebe dem Fürsten Kaunitz an; er, den die Welt nur den kalten, berechnenden Diplomaten nennt, er verstand und begriff sehr wohl, daß man Katharina Gabrieli so glühend und so treu lieben könne. Du hattest ihn ersucht, Dir einen Secretär zu senden, welcher besser, wie Du selber, der französischen Sprache mächtig sei und Deine Geschäfte und Deine Correspondenz besorgen könne; ich bat den Fürsten, mir diese Stelle zu geben, und so kam ich in Deine Nähe, Katharina, und so geschah und erfüllte sich endlich Alles, was mein Herz in seinen seligsten Stunden gehofft und vom Schicksal ersehnt.“

„Und so geschah und erfüllte sich Alles, was auch mein Herz ersehnt,“ rief sie, ihre beiden Arme um seinen Nacken schlingend und einen glühenden Kuß auf seine Lippen drückend.

XVII. Das Hofconcert.

Im purpurrothen Sammetgewande, das in langer, perlen-gestickter Schleppe hinter ihr herwallte, auf dem Haupte eine große, von Smaragden und Brillanten funkelnde Krone, trat Kaiserin Katharina aus ihrem Toilettenzimmer in ihr Arbeits-cabinet.

Die Gräfin Pradow war bei ihr.

„Ich fordere einen Beweis Deiner Liebe,“ sprach die Czarina zu dieser. „Vergiß einmal die Kaiserin und denke, daß ich ein Weib bin, ein Weib, welches liebt und geliebt sein möchte. Ich beschwöre dich, sage mir: bin ich noch schön? Könnte ich noch gefallen, auch wenn ich nicht die Kaiserin wäre? O Pradow, ich beschwöre Dich, sei aufrichtig, kann ich noch gefallen?“

„Ja, Kaiserin, Du bist schön, bist himmlisch schön, und wärest Du nicht die Kaiserin, wärest Du ein armes Bürgerweib und gingest einfach und unscheinbar gekleidet, so würden die Vorübergehenden stehen bleiben, Dir nachschauen und sagen: Wie schön diese Frau ist!“

Katharina athmete hoch auf, und ein seliges Lächeln überstrahlte ihr Gesicht. Sie glaubte diesen schmeichelnden Worten so gern!

„Ich danke Dir, Pradow, Du machst mich froh und glücklich! Und nun wird auch das unheimliche Herzklopfen, welches mich schon den ganzen Tag über geplagt hat, verschwinden. Gelagig offenbarte mir Etwas — noch hoffe ich, er täuschte sich, und doch — Orlow ist seit gestern wie umgewandelt, er hat sich krank melden lassen und eingeschlossen weilt er in seinem Zimmer. Selbst dem Kammerherrn, den ich zu ihm sendete, hat er die Thür nur nach langem Zögern geöffnet. Ich schickte ihm die Einladung zum heutigen Concert, ich ließ ihm melden — o Pradow, meine Seele bäumt sich auf im Zorn, wenn ich denke, daß es solcher Meldung bedurft, um seines Kommens gewiß zu sein — ich ließ ihm melden, daß die Signora heut Abend erscheinen und singen werde. Darauf hat er gesagt, er fühle sich zwar noch nicht wohl, indeß werde er dem kaiserlichen Befehl gehorchen.“

Kaum hatte die Kaiserin diese Worte gesprochen, ward Orlow ihr gemeldet. Sein mattes Auge, die Blässe seiner Wangen erschreckten und rührten sie zugleich.

„Ich hoffe, Graf Orlow befindet sich wohl,“ sagte sie, ihm die Hand darreichend.

„So wohl,“ sagte er, diese Hand an seine Lippen drückend, „so wohl, Czarina, wie man immer ist, wenn man das Glück hat, seiner Kaiserin gegenüber zu stehen!“

„Dann, Graf Orlow, dann begreife ich nicht, daß Du nicht früher zu mir gekommen bist! Ich habe Dich seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen.“

„Seit vierundzwanzig Stunden?“ sagte er, „nun siehst Du, Czarina, Du zählst die Stunden, und mir will es scheinen, als sei eine Ewigkeit vergangen, daß ich Dich nicht gesehen.“

„Und mir scheint, Gregor,“ flüsternte sie, sich dicht an sein Ohr neigend, „daß die Liebe nicht nöthig hat, so viele Worte und Phrasen zu machen! Wenn sie wahrhaftig ist, spricht sie mit einem Blick, einem Seufzer mehr, als mit tausend Worten! Komm, Graf Orlow, gib mir Deinen Arm, wir wollen zu unsern Gästen gehen!“

Dicht gedrängt war der große Concertsaal von den Gästen der Kaiserin, und tief zur Erde neigten sich Alle, als Katharina jetzt am Arm Orlows dahinschritt durch den Saal zu dem Throne, der unter einem purpursammetnen Baldachin sich erhob.

Als die Overtüre zu Ende war, wendete sich Katharina zu Orlow. „Jetzt,“ sagte sie, „werden wir sehen, ob die Signora wieder gut machen will, was sie bei jenem Galadiner verschuldet; wir haben ihr diese Prüfung auferlegt, und sie hat versprochen, zu singen!“

„Dann wird sie es sicherlich auch thun,“ sagte Orlow, „sie ist eine von denen, welche halten, was sie versprochen, im Guten wie im Bösen. Wenn sie gesagt hat, daß sie singt, so singt sie auch! Siehe, da erscheint sie schon am Arme ihres Accompanateurs, wie ich glaube! Bei Gott, sie sieht aus wie eine Kaiserin, und ich meine, es ist eine Insolenz, daß sie es wagt, in solchem Glanz hier zu erscheinen! Ja,“ fuhr er fort, die Augen unverwandt auf sie geheset, „sieh nur, Czarina, ich meine, sie hat es sogar gewagt, mit einer Fürstentronne ihr Haupt zu schmücken!

Ich bitte Dich, Czarina, laß mich hingehen, sie zu fragen, mit welchem Recht sie das thut!"

"Später, Orlow," unterbrach ihn die Kaiserin, "wollen wir sie danach fragen. Jetzt laß uns hören, denn sieh, der Kapellmeister gibt das Zeichen zum Beginnen!"

Tiefe Stille trat in dem weiten Saal ein, und der Accompanateur, von dem bis jetzt noch Niemand wußte, daß er der Fürst Orsini sei, begann das Ritornell. Nun hatte die Gabrieli das Recitativ zu singen, und jubelnd laut und triumphirend tönte es von ihren Lippen, schöner noch, voller und herrlicher, wie damals an jenem ersten Tage: sono regina e sono amante!

Orlows Augen waren fest auf Katharina gefesselt, und seine ganze Seele lauschte auf ihren wundervollen Gesang.

Die Kaiserin zwang ein Lächeln auf ihre Lippen.

"Herrlich, herrlich!" rief Orlow jetzt, nachdem der Gesang beendet war, und gab, indem er seine Hände ineinander schlug, damit dem Hofe das Zeichen zum lauten Applaudiren, "nicht wahr, Czarina, sie hat unvergleichlich gesungen?"

"Unvergleichlich!" wiederholte die Kaiserin.

"Und sie hat wieder gut gemacht, was sie neulich bei dem Galadiner verschuldet!" rief Orlow, in seinem Entzücken alle Vorsicht vergessend. "Ja, Czarina, sie hat eine königliche Revanche gegeben für das Galadiner!"

"Und wir," sagte die Kaiserin stolz, "wir wollen auch wieder gut machen, was wir neulich gegen sie verschuldet, wir wollen der Sängerin unsern Dank sagen! Geh' und führe sie zu mir her!"

Und Orlow sprang auf von seinem Sitz und schritt gerade zu der Gabrieli hin. Graf Kobenzl, der eben ihren Arm erfaßte, blieb stehen und schaute ihn verwundert an, aber er achtete nicht darauf und drängte sich hastig an die Seite der Sängerin.

"Vergebung, Graf, ich habe die Signora Etwas zu fragen, Vergebung!"

Und nun neigte er sich dicht zu ihr: "Signora Katharina Gabrieli, ich stellte gestern eine Frage an Sie, ich bitte, mir heut zu antworten, mir gleich auf der Stelle zu antworten!"

Sie lächelte ein wenig. "Graf Orlow, ich bitte, noch einen Moment zu warten. Sie werden dann sicher den gewünschten Bescheid erhalten."

Und immer noch lächelnd nahm sie den Arm des Grafen Kobenzl, der sie nun der Kaiserin Katharina zuführte.

"Ich danke Ihnen, Graf," sagte diese mit einem leichten Neigen ihres Hauptes, "Sie verstehen es wahrlich, in meinen Gedanken zu lesen und meine Wünsche zu errathen, noch ehe ich sie ausgesprochen! Sie bringen mir die Sängerin, und ich wollte sie eben zu mir bitten lassen, um ihr meinen Dank zu sagen. Signora, Sie sind wahrlich eine große Künstlerin, ja, mehr als das, Sie sind eine Zauberin! Vor Ihren Zaubertönen schweigt jeder Groll! Ich vergesse heut, daß ich neulich Ursache hatte, Ihnen zu zürnen! Sie haben mich durch Ihre Kunst für immer versöhnt!"

"Die Gnade der Kaiserin ist ohne Grenzen," erwiderte die Signora.

"Kaiserliche Majestät," sagte jetzt Graf Kobenzl, "ich frage um gnädige Erlaubniß an, Ihnen einen Cavalier, der die besondre Freundschaft und Gunst des Staatskanzlers Fürsten Kaunitz besitzt und mir von ihm auf das dringendste empfohlen worden ist, präsentiren zu dürfen."

Katharina nickte. "Jeder ist empfohlen, den Graf Kobenzl mir präsentirt, doppelt empfohlen, wenn er der Freund des Fürsten Kaunitz ist!"

"Majestät, den, welchen man bis jetzt am kaiserlichen Hofe als den Accompanateur der Signora betrachtet, bitte ich, jetzt als den Fürsten Karl Orsini vorstellen zu dürfen!"

"Wie?" rief die Kaiserin, "Sie sind Fürst Orsini? Ah, die Signora Gabrieli kann stolz sein auf solchen Accompanateur, und es hört sich das wie ein Capitel aus einem Roman an."

"Der Roman hat auch noch seine Fortsetzung, gnädigste Kaiserin," sagte Katharina Gabrieli. "Graf Orlow fragte mich gestern, ob ich jemals geliebt habe. Erlaubt die Czarina, daß ich vor kaiserlicher Majestät die Antwort ertheile?"

Die Kaiserin lächelte. "Ich erlaube es nicht nur, ich bitte darum, Signora! Denn ich bin neugierig wie alle Frauen und möchte wie Graf Orlow wissen, ob Sie jemals geliebt haben!"

"Und ich antworte, Czarina, daß ich erst jetzt die Liebe kennen gelernt habe, und ich bitte um die Erlaubniß, daß ich der Czarina bekennen darf, wen ich liebe!"

Die Kaiserin zuckte leise zusammen und schaute erregt auf die Sängerin, die ihr fest ins Auge blickte, während Orlow sie mit fragendem, forschendem Blick anschaute.

"Mein Gemahl ist's, den ich liebe."

Orlow preßte fest die Lippen aufeinander, um den Schrei zurückzuhalten, der aus seiner Brust hervordringen wollte, und ließ sich langsam niedergleiten auf das Tabouret neben der Kaiserin.

"Darf man nun fragen," sagte Katharina angstvoll, die tiefe Erregung Orlows beobachtend, "darf man fragen nach dem Namen Ihres Gemahls?"

"Ich bin glücklich, ihn der Czarina nennen zu dürfen," sagte die Sängerin lächelnd.

"Und ich," sagte Orsini, indem er die Hand der Sängerin ergriff und vortrat zu der Kaiserin, "ich bin glücklich, die Signora Gabrieli Ihnen als meine angetraute Gemahlin präsentiren zu dürfen!"

Wider ihren Willen entschlüpfte den Lippen der Kaiserin ein Ausruf, der wie Freude klang, während Graf Orlow in lautes Lachen ausbrach. "Das ist allerdings ein allerliebtestes Märchen," sagte er, "aber es geziemt sich nicht, mit dergleichen dem Ohre der Kaiserin zu nahen."

"Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf," sagte Graf Kobenzl, "es ist, wie die Signora sagt! Heut Vormittag ist die feierliche Trauung in meinem Weisem von dem Caplan unserer Gesandtschaft vollzogen worden. Sie fand in solcher Eile statt, weil Fürst und Fürstin Orsini noch heut ihre Reise nach Rom antreten wollten."

Orlow biß sich auf die Lippen, die Kaiserin aber sprach in gnädigstem Tone: "Nehmen Sie meine besten Wünsche entgegen und reisen Sie glücklich!"

Und dann mit einem Wink ihres Fächers rief sie den Grafen Orlow zu sich heran und zu ihm sich neigend suchte sie ihn in ein Gespräch zu verwickeln und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm. Er fühlte wohl, daß dieser Arm eine Kette war, welche ihn festhielt und ihn band, und er knirschte mit den Zähnen, aber mußte doch diese Kette tragen, die niemals ihm so schwer und entsetzlich gedäucht, wie in dieser Stunde.

Währenddem war Katharina Gabrieli am Arm ihres Ge-

mahls leise aus dem Thronsaal hinausgegangen. Langsam und bedächtig, hier und dort noch in den anderen Sälen mit einigen Bekannten plaudernd, zogen sie sich zurück, nachdem Graf Kobenzl sich zu ihnen gestellt und dem Fürsten zugeflüstert hatte, daß Alles bereit sei.

Nun schloß sich hinter ihnen die Thür des letzten Saales. Jetzt die Treppe hinunter und hinein in den bereit stehenden Wagen des österreichischen Gesandten! Der Kutscher hatte seine Ordre schon empfangen, und in vollem Jagen ging es durch die Stadt dahin, zum Hafen. Am Ufer lag eine kleine Scholle bereit, und erst als das junge fürstliche Paar in derselben Platz genommen, verabschiedete sich Graf Kobenzl von ihnen.

"Ich bleibe hier am Ufer stehen," sagte er, "bis Sie das Schiff erreicht haben. Es wird, sowie die Herrschaften am Bord sind, die Anker lichten. Sie gehen nach Rom, nicht wahr?"

"Ja, nach Rom, nach meiner geliebten Vaterstadt," rief die Gabrieli froh, "nach Rom, das jetzt mein theurer Gemahl mir aufs neue zur Heimath macht!"

"Ja, nach Rom," sagte Fürst Orsini lächelnd, "nach Rom! Leben Sie wohl, Graf, und möchten wir uns bald im Leben wieder begegnen!"

Die Scholle stieß vom Ufer ab und schwamm mit tactmäßige-m Ruder Schlag von dannen.

Graf Kobenzl stand am Ufer und horchte in die Nacht hinaus. Jetzt ertönten drei Signalschüsse.

"Wohl, sie sind am Ziel," murmelte der Graf. Er kehrte zurück in den kaiserlichen Palast, wo das Fest seinen Fortgang genommen.

"Sie sind fort?" fragte die Kaiserin leise, als Graf Kobenzl sich ihr näherte.

"Ja, Majestät, sie sind fort, und mir bleibt nur noch die Ausführung des letzten Wunsches, welchen das junge Paar mir gekündet: zu den Füßen Eurer Majestät die ehrerbietigsten Ausdrücke ihrer Dankbarkeit und Verehrung niederzulegen!"

"Graf," sagte die Kaiserin lächelnd, "Sie haben die letzten Wünsche der Gabrieli für mich in Ihre liebenswürdige Höflichkeitssprache überetzt; ich bin überzeugt, daß sie auf den Lippen der stolzen Sängerin eine ganz andere Ausdrucksweise hatten. Aber gleichviel, mir sind ihre Scheidegrüße willkommen, sehr willkommen!"

"Und darf man fragen, wen die Czarina eben mit so heiterem Auge willkommen heißt?" fragte Graf Orlow, der grade wieder zu ihr trat und ihre letzten Worte gehört hatte. "Wahrhaftig, ich meine, es könne nur ein Gott sein, für den meine Czarina solch strahlendes Willkommenslächeln hat!"

"So denke, Gregor, daß dieser Gruß Dir galt," sagte die Kaiserin zärtlich, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte. "Sehe Dich zu mir, Gregor, und laß uns dem festlichen Gewirre zuschauen und es doppelt genießen in dem beseligenden Gefühle innerer Befriedigung und Ruhe."

Die kleine brillantfunkelnde Hand der Kaiserin drückte ihn nieder auf den Sessel und hielt ihn fest.

Der Morgen dämmerte schon, als das Fest beendet war, und während die Kaiserin Katharina gelangweilt und müde von ihren Damen sich auf ihrem Lager betten ließ, stand die Sängerin Katharina am Arme des Geliebten oben auf dem Deck des Schiffes, welches von günstigem Winde getrieben mit raschem Laufe die Wellen durchschnitt.

Sie hob den Arm empor und deutete hin auf das Morgenroth.

"Sieh, mein Geliebter," rief sie aus, "der Tag bricht an, ein neuer Tag, ein neues Leben! Ich grüße Dich, Du Sonne meiner Zukunft! Du heißt und bist die Liebe und mögest Du leuchten über uns, bis daß der Abend kommt! Ich grüße Dich, Sonne, ich grüße Dich, Liebe, ich grüße und küsse Dich in ihn!"

Sie schlang mit leidenschaftlicher Gluth ihren Arm um den Geliebten, dann schwiegen sie Beide und schauten auf das erhabene Schauspiel der aufgehenden Sonne.

[2559]

E n d e .

Eine Piratenstadt in Afrika.

Von Gustav Rasch.

"Auf dem weiten Mittelmeere Herrscht des Muselmans Gesetz; Pfeilschnell rudert die Galeere, Sclaven braucht der Markt von Fez."

Unwillkürlich gedachte ich dieser Verse unseres Freiligrath, des Sängers der Wüste und des Morgenlandes, als ich an einem heiteren, sonnigen Februartmorgen vom Bord des Clyde Algier, die alte Piratenstadt, zuerst erblickte. An dem in junges Frühlingrün gekleideten Küstengebirge stieg das Jahrhundert hindurch so gefürchtete, berühmte Seeräuberneß in der Form eines schmalen, nach oben langgedehnten Dreiecks amphitheatralisch in die Höhe. Zuerst erschien es in der Gestalt einer chaotischen, weißen Felsenmasse; dann nahm es die Form eines Dreiecks an, und zuletzt, als der Dampfer seinen Cours mehr nach Südosten richtete, verwandelte sich das Dreieck in ein unregelmäßiges Trapez. Jetzt kehrte mir die Stadt ihre ganze Fronte zu, während ich sie zuerst von der Seite gesehen hatte. Welch ein sonderbares, geisterhaftes, ungeheuerliches Bild! Eine kreideweisse, in einander stießende Häusermasse ohne Dächer und Fenster, nur hier und da von kleinen, mit Eisenstäben vergitterten Böchern durchbrochen, starrte mich an, wie tausend hohle Augen aus ebenso viel Todtenköpfen. Die Spitze des sonderbaren Bildes krönten die Ruinen der Casbah, der ehemaligen Residenz des Dey von Algier. Moriz Wagner, der berühmte Afrikareisende, hat wohl Recht, wenn er bei der Schilderung dieses Anblickes ausruft: "Wie muß den armen Christensclaven zu Muth gewesen sein, wenn sie, fettenbeladen, auf den Caperschiffen Angesichts dieser gespensterhaften Stadt landeten!" Nun, diese Zeiten sind noch nicht lange vorbei. Kaum vierzig Jahre sind seitdem verfloßen, daß der Piratenschrecken auf den blauen Wogen des Mittelmeeres lag. Und nicht allein auf den blauen Wogen des Mittelmeeres; nein, an den spanischen, italienischen und französischen Küsten landeten die Piratenschiffe und schleppten zur Schande des christlichen Europa Männer, Weiber und Kinder in die türkische Sclaverei. Erst mit der Erstürmung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830 hat die Seeräuberrei auf dem Mittelmeere und an den spanischen, französischen und italienischen Küsten ihr Ende gefunden. Als Luise Mühlbach kürzlich in Folge einer Einladung des Vicekönigs mit ihrer Tochter Thea

über das Mittelmeer nach Aegypten reiste, sagte ich ihr schon beim Abschiede: "In zwei Monaten fahre ich auf derselben Straße nach Asien. Sollten Sie beide von Seeräubern wegs gefangen werden, so werde ich Sie vielleicht auf den Märkten von Stambul, Smyrna oder Damaskus finden. werde ich Sie und die „Blumenfee“ kaufen und wieder nach Europa zurückbringen!" Wir lachten alle drei über Scherz, die berühmte Romanschriftstellerin, die „Blumenfee“ und ich selbst. Vor vierzig Jahren hätte der Scherz noch in eine traurige Wahrheit umwandeln können!

Aber inwendig schaut die alte Piratenstadt noch genau aus, wie damals, „wo des Muselmans Gesetz auf dem Meere herrschte". Von allen afrikanischen Städten, die ich habe, ist Algier die sonderbarste, eigenthümlichste und originellste. Nur die Farben der Palette und der Pinsel des Malers mögen die traumhaften Bilder, welche demjenigen, der die alte Piratenstadt wandert, in ihren engen und steilen Gassen auf jedem Schritte entgegen treten, auf der Leinwand wiedergeben; die Feder des Schriftstellers ist nicht im Stande, Märchenbilder zu zeichnen. Während ich schreibe, ziehen hundert Gassen und Gäßchen mit ihren weißen Mauerflächen und diese sonderbaren Gestalten, welche aus dem Dunkel der Häuser und Gassen auftauchen, wieder in der Erinnerung an vorüber. Ich bin wieder in Afrika; die Gassen, in denen umherkletterte, sind die Gassen der berühmten, alten Piratenstadt, welche Jahrhunderte hindurch alle Meere und Bights zwischen Europa, Asien und Afrika unsicher machte. Die Gassen, in denen man auf steinernen Treppentufen hinauf die breiteste unter ihnen, die Casbahstraße, welche zum Schicksal des Dey führt, hat kaum eine Breite von zehn Schuh; da die Treppelstraße, welche kaum vier Schuh breit ist, in welcher auf schuhhohen Stufen hinaufklettert; da geräth man in Schattwinkel und Sackgassen, in deren Gewirre ich mich erst nach langen Wanderungen zurechtgefunden habe. Und in den Gassen dieser Gassen zieht die afrikanische Vergangenheit von Jahrhunderten an uns vorüber! Jugurtha, Massinissa, Sidi-Bach, Barberousse, Sophonisbe, Micipia, Gasdrubal. Und die Straße der Gazellen gibt es. Auch ihre Höhe klettert man schuhhohen Stufen hinan, und die Straße will gar kein Licht nehmen. Während des ganzen Jahres fällt kein Sonnenlicht hinein. Hohe, kalkgetünchte Wände bilden rechts und links Rahmen dieser engen, dunkeln Gassen. Es sind die Wände Mauerhäuser, welche ihre Fassade niemals der Straße, sondern immer einem inneren quadratischen Hofe zukehren; ohne Fenster nur hier und da kleine, eisengitterte Böcher, zuweilen eine wölbte, immer verschlossene Thür, mit starken Nägeln beschlagen und mit einer zierlich ausgelegten Klinker, zu der man auf den Treppentufen hinaufsteigt, um sie berühren zu können. Mauer Epigbogen, von gewundenen Säulen getragen, wölben sich über diesen schweigenden Thüren. Und wie schön erscheinen die inneren Höfe dieser gespenstlich ausschauenden Mauerhäuser, wenn es uns gelungen ist, die Schwelle der Thür zu überschreiten. Der untere, sowie der obere Stock ihrer vier Seiten ruhenden Säulenreihen von weißem Marmor. Die Arkaden bestehen maurischen Epigbogen; jeder Säulenschaft ist anders geformt, alle Kapitälchen haben verschiedene Formen und Gestalten. nach dem Hofe offenen Hallen sind in ihrer unteren Hälfte bunten Tapetenplatten, in ihrer oberen mit Arabesken bedeckt. In der Mitte dieser zauberischen Höfe sprudelt das Wasser aus Springbrunnen aus sonderbar geformtem Marmorbecken. Drangenbäumen und tropischen Pflanzen umgeben. Aber wir unsern fesselnden Spaziergang durch die Straßen. Oft sind die Häuservorsprünge und Erker durch schräge Balken gestützt oder durch Balkendecken und Steinwölbungen miteinander verbunden, daß sie Hallen bilden, welche selbst Tage vollkommen dunkel sind. Am Tage herrscht in diesen düstern Straßengewirre ein reges Leben und Treiben. In nach der Gasse hin öffnenden Häuser mit viereckigen Steinwölbungen, in welche man von außen über eine Steinwölbung hineinsteigt. Das Innere dieser schmucklosen Steingewölbe mit allen erdenklichen Handelsartikeln, mit Gemüse, mit Obst, Backwerk, mit Töpfergeschirren, mit Spezereiwaaeren angefüllt. In der Mitte der Verkäufer, ein graubärtiger Maure, den ein weißer Turban auf dem kahlgeshorenen Kopfe, in den weißen Bart gewickelt, die lange Peife im Munde, wie eine Statue aus Eisen gehauen, sitzt. An diese Verkaufswölbungen reihen sich Gemäuer ähnlicher Gestalt, wo maurische Handwerker aller Art arbeiten. Barbierbuden, wo die Köpfe kahlgeshoren werden, folgen Restaurants, wo die Gäste stehen, ohne Gabel und Messer den Händen essen, und auf Kaffeehäuser. Primitivere Mauerhäuser kann es in der Welt nirgend geben, wie diese maurischen Cafés. Viereckige Steingewölbe, die Wände ohne allen archaischen Schmuck, der Fußboden mit Matten bedeckt. Die Decke des Gewölbes nach der Straße zu bildet zugleich Thür und Fenster. Rund an den Wänden ziehen sich Bänke von Palmengestalt, einige Schuh über dem Boden. Im Hintergrunde des Gemäuers lodern die Flammen des Feuerherdes, auf dem der Kaffee gekaut wird. Auf den Bänken von Palmengestalt liegen und sitzen mit gekreuzten Beinen die Gäste: Mauren, Türken, Negler, Farbigere Rassen, rauchend, kaffee trinkend, träumend und auf die Straße blickend. In kleinen, beinahe nur fingerhutgroßen Tassen trinken sie von einer abenteuerlich aussehenden Gestalt der Kaffee servirt. Und dort an einer Ecke der Gazellenstraße neben einem mittelst hölzerner Balken gestützten Hausvorsprünge kauern arabische Kinder, Früchteverkäufer, ein Jüngling und zwei Mädchen. Der charakteristisch schöne Kopf des Jünglings ist mit dem rothen Fez bedeckt, ein weißwollener, sackartiger Burru ist die einzige Bekleidung. Er hat beide Hände um das schön gefärbte Knie geschlungen. Die beiden Mädchen sind noch Kinder; würden sie nicht unverschleiert auf der Straße erscheinen, würden die eine trägt Kopf und Brust mit dem weißen, langen Schals umhüllt; sie hat ihn nur einen Moment zurückgeschoben, um schaut neugierig mit den schönen, dunkeln Gazellenaugen auf die Straße, mit der Hand die Enden des Schleiers unter dem Kinn vorsichtig zusammenhaltend; die Andere kann kaum sechs Jahre alt sein. Arme und Füße sind nackt, ein weißwollenes Gewand ist ihre einzige Bekleidung. Das reiche, schwarze Haar ist in Bändern aus bunter Wolle durchflochten. Als Kinder und junge Mädchen sind die Maurinnen reizende Geschöpfe, gar nicht doch volle, äppige Gestalten, von feiner Taille, das Haar gewöhnlich von einem tiefen Schwarz, das Gesicht von einem schattigen Oval. Die Hände sind klein; die Handgelenke und Fußgelenke von feiner Bauart. Die Früchte, welche sie verkaufen, liegen in ihnen in Körben von Palmengestalt, Datteln, Drangen, Citronen

Feigen, Bananen. Die afrikanische Mittelmeerregion bringt alle Früchte, Pflanzen und Bäume des südlichen Italien, Frankreich und Spanien hervor. Hier wie dort wächst die Olive, der Mandelbaum, der Feigenbaum, die Orange, die Banane. Die Orangen und Citronen von Bledah übertreffen alle europäischen Orangen an Größe, Wohlgeschmack und Saft.

türkischer Tracht; vornehme Araber in faltigen, blendendweißen Gewändern, in breiten, goldgestickten Unterleibern, bis zur Hälfte der Wade das Bein von einem weißen Strumpfe umschlossen, den Fuß in weit ausgeschnittenem Schuh von Glanzleder, den Kopf mit weißem, auf die Achseln herabhängendem Tuche bedeckt, welches mittelst Kameelhaarschnüre um Stirn und Hinterkopf

Der Steinboden ist ihr Bett, die Treppenstufe ihr Kopfstiffen, der Bumm ihre Decke, der dunkelblaue Himmel ihr Zelt. Auf mageren, berberischen Eseln traben, oder klettern will ich lieber sagen, ein halbes Duzend farbiger junger Mischlinge in sackartigen, zum Knie reichenden Hemden, Arme und Beine nackt, die Straßen abwärts; ich weiß nicht mehr, zu welcher Race ich sie rechnen



Fruchtverkäufer in Algier.

Und mitten in diesen sonderbaren und eigenthümlichen Straßen der alten Piratenstadt klettern die Repräsentanten aller afrikanischen Racen auf und nieder: Mohren, Neger, Juden, Türken, Araber, Kabhlen; Neger aus Tombuktu oder von der Goldküste, mit stumpfen Gesichtszügen, mit krausem Wollenhaar, in sackartigen, zerrissenen Bummus; Mauren und Juden in bunter

befestigt ist; Mischlinge aller afrikanischen Racen, in der Gesichtsfarbe wechselnd vom hellsten, olivenfarbigen Braun bis zum tiefsten Ebenholzscharf. Man kann sich in dieser Bevölkerung der Piratenstadt mitten nach Afrika verjagt wähnen. Da liegen mit den Köpfen auf den Treppentufen einer Thür drei ganz in ihre Bummus eingewickelte Gestalten. Sie halten ihren Mittagschlaf.

fol. Dann steigt ein Esel, an beiden Seiten mit soweit herüberhängenden Fruchtkörben beladen, daß sie an die Mohnhäuser anstoßen, die Stufen hinauf; die Fruchtkörbe sind mit Datteln, Bananen, Feigen und Orangen gefüllt; ein riesenhafter Mohr schreitet hinterdrein. Nur ein Wesen der afrikanischen Racen erblickt das Auge in Algier nirgend, die arabische Frau. Ein-

sam sitzt sie im Frauengemach des Mohrenhauses. Sie ist mit den reichsten Kleidern geschmückt, ihre „Alia“ ist von blauer Seide, die „Sarima“ von dunkelrothem Sammet, die Nähte mit Goldstickerei bedeckt; große goldene Ringe, mit Diamanten und anderen kostbaren Steinen geschmückt, zieren ihre Ohren; den Hals umgeben sechs Reihen Perlen, goldene Armbänder umfassen Handgelenke und Füße; die Haarzöpfe sind mit Perlensträngen und bunten Foulards eingeflochten. Sie liegt träumend, schlafend oder rauchend auf dem Divan; sie zieht ihre seidenen, goldgestickten Gewänder mehrmals täglich aus und an — aber sie langweilt sich fürchterlich; niemals darf sie das Haus verlassen. Sie ist eine Sache, aber keine berechnete Persönlichkeit, und als Sache ist sie das Eigenthum des Mannes — eine Sclavin, das elendeste Geschöpf in der alten Piratenstadt.

[2008]

Prococo.

Von Karl Frenzel.

III.

Vor dem Gebäude der Comédie française in der Straße des fossés — vor Zeiten lief hier ein alter Graben nach der Seite von St. Germain des Prés hin, daher der Name: die Gräben — drängte sich trotz des unfreundlichen Wetters die Menge. Hier riefen die Diener nach den Wagen ihrer Herrschaften, dort drüben waren die Stammgäste, die Zeitungsleser, Neugiersträmer und Schwäger im Café Procope von ihren Stühlen aufgesprungen, an die Fenster und vor die Thür geeilt und fragten: „Was gibt's? Brennt das Haus? Ist die Clairon verunglückt? Ist Herr von Voltaire im Theater?“ So durcheinander ein wüthes, unverständliches Stimmengedränge, von denen, die aus dem Komödienthause kommen, von den Müßiggängern der Gasse, die auf dem kleinen Platz zusammenströmen, stillstehen und sich zu einem Knäuel vereinigen, in dem Niemand sich mehr ungehindert bewegen kann, und jede einzelne Stimme von hundert andern überhört wird. Das Alles auf schmaler Straße, im Regenschauer, bei dem fahlen Licht einiger Leuchtampen, die vor dem Portal des Theaters und dem Kaffeehause brennen.

Zu denen, die in sichtlich Aufregung und im lebhaften Widerstreit der Meinungen aus dem Hause eilten, gehörte der Vicomte. Rasch entschlossen wollte er sich durch das Gedränge Bahn machen, aber plötzlich glaubte er, nur wenige Schritte von sich entfernt, die schwächliche Gestalt Lambert's auftauchen zu sehen — Lambert's, der nach seiner Ueberzeugung den peinlichen Vorfall im Theater hervorgerufen hatte. Mit einem Ruck stieß er die zunächst Stehenden aus seinem Wege und slog auf jenen zu. Es war eine Jagd nach einem Schatten. Der Chevalier war von der Stelle, auf der er noch eben gestanden, wie weggeblasen. Jetzt schien er hier, jetzt dort zu sein. Die Menge schloß sich immer dichter zusammen, die Wagen fuhren in einander, eine allgemeine Sperrung der Straße trat auf eine Weile ein. Jetzt geschoben, jetzt halb getragen, wurde Marcel von den Andern vorwärts getrieben; als die Pferde vor einem der Wagen, stattliche, feurige Thiere, anzogen und der Ruf: „Sie gehen durch! sie gehen durch!“ die erschreckte Menge dahin rasen ließ, gerieth er mit Vielen, eine dunkle Menschenwelle, in den Saal des Kaffeehauses. Wie es geschah, er hätte es nicht erzählen können.

Ein eifriger Liebhaber des Theaters, war der junge Mann längst einigen andern ständigen Besuchern der Comédie française, so abgeschloffen und zurückgezogen er sich auch hielt, aufgefunden und obenhin bekannt geworden. Liebenswürdig von Natur, bescheiden in seinem Urtheil, von jenem aufrichtigen, weltunkundigen, ritterlichen Wesen, das für die vielerfahrenen adeligen und unadeligen Pfaffenstreiter von Paris den leisen Duft des Landjunkerthums ausströmte, gefiel der Vicomte ihnen allen ausnehmend: es war leicht mit ihm zu verkehren, er beachtete niemals die Bege, sondern bezahlte großmüthig für Alle, als wäre das selbstverständlich; ja, sein Benehmen ließ die Hoffnung zu, daß seine Börse sich für einen guten Freund immer öffnen würde. Einer dieser Freunde von den Banken des Parterres erkannte unter denen, die halb wider ihren Willen in den Saal gedrängt wurden, den Vicomte, rief ihm einen Gruß zu, bemächtigte sich seiner und verschaffte ihm in eifriger Höflichkeit einen Platz.

„Was ist geschahen, Herr Vicomte? Man sagt: die Vorstellung sei unterbrochen, eine Conflite wäre umgestürzt und hätte Mademoiselle Gaussin getödtet.“ Während so der Dienstfertige redete und dabei noch Gelegenheit fand, bei dem Kellner seine Bestellung für sich und den Vicomte zu machen, trocknete dieser die erhitzte Stirn, holte tief Athem und stützte den Kopf in die Hand.

„Also sie ist todt?“ nahm der Andere das Wort wieder auf.

„Wer?“ fuhr Marcel in die Höhe.

„Mademoiselle Gaussin.“

„Das wolle der Himmel nicht! Man hat Sie falsch berichtet. Ich war wie immer auf meinem Platz im Theater, ahnungslos des Sturmes, der ausbrechen sollte. Da hörte ich es mich räumen und zischeln, eine Partei beabsichtige, Mademoiselle Gaussin auszupochen. Ist das nicht schändlich? Dies lebenswürdige Mädchen, diese vortreffliche Künstlerin! Eine Bierde der Bühne!“

„Ja wohl, Herr Vicomte! Jrgend ein verschämter Liebhaber.“

„Sie sprechen meine Gedanken aus.“

„Oder eine Nebenbuhlerin, eine Dame vom Hofe.“

„Unmöglich! Könnte eine Frau so grausam und böshaft sein?“

„Warum nicht? Hinter den Coullissen erzählt man sich noch ganz andere Dinge von dem Haffe der Herzogin von Bouillon gegen die arme Adrienne Lecouvreur; alte, doch unvergeffene Geschichten!“

Marcel schüttelte seufzend den Kopf und fuhr fort: „Genug! dies Gezeuch bereitet mich auf den kommenden Lärm vor; es versteht sich, daß ich entschlossen war, mit allen Kräften für die Angegriffene einzutreten. Dennoch gingen die ersten Scenen, in denen das Fräulein spielte, still vorüber. Erst im dritten Act erhob sich der Tumult. Gerade bei der rührendsten Stelle; glauben Sie mir, Mademoiselle Gaussin hat niemals ergreifender gespielt. Aber für die Barbaren gibt es keine Kunst; sie hassen Alles, was ihre rohen Herzen erheben und läutern will. Ganz oben im Paradiese beginnt der Sturm, es wird gezecht, gepiffen, von der Galerie setzt sich der wilde Lärm nach den Logen, in das Parterre fort. Das ist empörend, das ist niederträchtig!“

rufe ich, Andere stimmen mir bei, in einer Minute ist der ganze Saal in zwei feindliche Lager getheilt. Auf der einen Seite die Zischler, auf der andern die Klatschenden. Aber einige dieser Böfewichter haben Pfeifen mitgebracht und übertönen mit deren schrillumem Klang unsern Beifall. Zitternd, Thränen an den Wimpern, steht das arme Mädchen auf der Bühne: ein Bild leidender Unschuld, Wilde würde sie zum Mitleid gerührt haben! Ihre Freude indeß scheint ihr Anblick nur noch mehr zu erbittern: hinunter! fort! hinunter! brüllen sie. Wir verdoppeln unsern Beifall, da fliegt ein großer Blumenstrauch aus einer der Logen auf die Bühne, gerade vor die Füße des Fräuleins. Bravo, rufen wir, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut und glauben den Sieg schon in Händen zu haben. Die Zischenden verstummen, die Schauspielerin hebt den Strauch auf. ein heiseres Lachen erschallt, sie erbleicht, fällt in Ohnmacht. sie muß von der Scene getragen werden.“

„Welch ein Vorfall! Und weiter.“

„Die Schauspieler weigern sich, die Vorstellung fortzusetzen; sie sind mit Recht über die Behandlung empört, welche ihre gefeierte Collegin so unverschuldeter erfahren hat. Die Zuschauer ihrerseits sind viel zu aufgereggt und erbittert über die muthwillige Störung, um noch Ruhe und Genuß für den Fortgang des Stücks zu haben. Alle brechen auf, man fragt sich: wer hat dies angestiftet?“

„Ja, wer hat dies angestiftet?“ meinte der Andere und rieb sich die Nase.

„D, ich weiß es!“ brach Marcel ungestüm aus. Seine Selbstbeherrschung verließ ihn. Mit einer gewissen Ruhe, an sich haltend hatte er die Begebenheit erzählt; aber in seiner Schilderung war ihm das Bild derselben noch einmal in all seiner Häßlichkeit aufgegangen, die Pein seines Herzens hatte sich wieder erneut, der Ausdruck des tiefsten Hasses entstellte sein edles, stilles Gesicht, als er jetzt rief:

„Ich kenne den Uelnden! Meine Schuld ist, was heute geschahen! Längst hätte ich ihn zum Zweikampf zwingen sollen!“

An ihm hatte es indeß nicht gelegen, wenn der Chevalier de Lambert noch unangefochten, lustiger Dinge, in Paris umherwandelte. Vergebens hatte sich Marcel nach jenem Zusammenreffen bemüht, ihn in der großen Stadt aufzufinden. Die Marquise getraute er sich nicht nach der Wohnung des Chevalier zu fragen, und die Diener im Hôtel Noailles, an die er sich wandte, wußten ihm keine genaue Auskunft zu geben. Dort, wo ihn Marcel aufsuchte, war er nicht, wurde er von Niemand erkannt. Weder in den Straßen noch in den Gärten, weder in den Theatern noch in Gesellschaften begegnete der Vicomte seinem Gegner, er schien unsichtbar geworden zu sein. Bei größerer Gemüthsruhe und gereifterer Lebenserfahrung hätte sich Marcel sagen müssen, daß in dem Allen nichts Wunderbares liege. Seiner eigenen Aeußerung nach war der Chevalier erst vor kurzem aus seiner Garnison nach der Hauptstadt gekommen, vermuthlich um seinen Vetter sterben zu sehen, ihn zu bestatten und zu beerben: er wohnte vielleicht in einem Gasthause, vielleicht bei einem Freunde. Unter diesen hundert- und aber hunderttausend Menschen einen Einzelnen, einen Junggefallen, ohne Anhang, ohne Dienerschaft zu finden, war dies etwas Anderes, als die Aufgabe im Märchen: in einem Haufen Hen eine Stecknadel zu suchen? Leider besaß Marcel nicht die kühle, philosophische Ueberlegung, um die Dinge in diesem Lichte zu betrachten. Seine Phantastie, einmal erregt und in die Sphäre des Wunderlichen und Seltsamen getrieben konnte sich nicht so leicht wieder aus diesem Zauberkreise entfernen. Unwillkürlich sah er die Menschen und Begebenheiten nicht mehr in der wirklichen, sondern in phantastischer Beleuchtung. Eine ihm selbst unerklärliche Befangenheit hatte ihn bisher zurückgehalten, Marien sein Abenteuer mit dem Chevalier in allen Einzelheiten zu erzählen, nur flüchtig hatte er des Zusammenreffens mit ihm erwähnt, hoffend, daß ihre Neugierde ihn zu weiteren Geständnissen treiben würde. Aber ihr schien die Erinnerung an François Lambert, an das gespenstliche Lachen peinlich und unheimlich. Ein dunkles Erröthen slog bei seinen Worten über ihr Gesicht — „Schweigen Sie, Marcel“, bat sie, „ich will nicht mehr an diese unglückliche Geschichte gemahnt sein, sie hat mir Thränen genug gekostet!“

Diese Thränen — sie fielen schwer auf des Jünglings Seele. Sie beweint ihn, sie hat ihn also geliebt: dies war der Schluß seiner Eifersucht. Die Warnungen der Marquise, die frechen Aeußerungen des Chevalier, die Selbstanlage Mariens und eine gewisse leichtfertige Weise des Betragens, die er plötzlich bei der Geliebten zu bemerken anfing — oder war es nur eine Vorspiegelung seiner getränkten Eigenliebe, daß er nicht der erste und einzige Freund der schönen Schauspielerin sei? — Alles trug dazu bei, den rofigen Schimmer von seiner Liebe zu streifen. Ein Schmetterling, der seinen Schmelz verliert! Warum habe ich meine Waldbeimkeit verlassen? Klage er schwermüthig. Wie traurig muß der Verlauf des Lebens sein, wenn mir gleich sein Eintritt solche Schmerzen, solche traurige Erfahrungen bereitet! Lohnt es sich, in der wilden Jagd nach dem Glück von Enttäuschung zu Enttäuschung zu eilen? Viel besser, ich flüchte mich gleich wieder in die Stille und Verschollenheit! Es ist klar, daß dieser Trübsinn mühelos von seiner Stirn und aus seinem Herzen durch das Lächeln und die Scherze Mariens hinweggeschwächt wurde; es genügte, daß sie mitten in ihrem Spiel einen Blick nach dem Platze, auf dem er saß, richtete, um ihn glücklich zu machen; aber es hatte sich doch in diesen sechs Tagen, die seit dem Feste der Marquise verfloßen waren, ein Unsichtbares, schwer zu Enträthselsendes zwischen beide geschoben, jeder hatte vor dem andern ein Geheimniß und, was noch schlimmer war, konnte es ihm nicht ohne Beschämung mehr bekennen. Nach dieser oder jener Seite mußte das Ereigniß des heutigen Abends eine Entscheidung herbeiführen; es war mit diese dunkle Ahnung, welche Marcel's Blut stürmischer an die Schläfen klopfen ließ.

Er kennt den Anstifter und will ihn zum Zweikampf fordern! Der Theaterfreund, der Marcel gegenüber saß, spitzte die Ohren. Und Andere mit ihm, die an denselben Tisch gedrängt worden waren und nun neugierig forschende Blicke auf den Sprecher warfen. Im Stillen verwünschte Marcel seine Festigkeit, die ihn zu einem Gegenstand der Aufmerksamkeit für so viele müßige Schwäger gemacht und ihn beinahe sein Geheimniß hätte verrathen lassen.

„Ein Mann wäre solcher Bosheit fähig!“ „Wer mag es nur sein, was hat ihn zu einem so unwürdigen Streich bewogen?“ „Ich denke doch, eine Frau steckt dahinter.“ „Wenn die Blumen nur nicht vergiftet wären!“ So durcheinander liefen nun Meinungen und Ansichten.

„Nein, nein!“ mischte sich ein neuer Ankömmling in die erregte Unterhaltung. „Ich weiß Alles; eine der Frauen in den

Ankleidezimmern der Schauspielerinnen hat mir Alles erzählt. Es geht dem Fräulein besser; man hat einen Wagen gekauft, wird hier vorüber nach Hause fahren.“

Marcel hatte sich schon erhoben, um nach dem Ausgang zu eilen.

„Und mit den Blumen? Was war es damit?“

„Ach! Es steckte ein Medaillon in dem Strauch, im Bildniß des Fräuleins.“

„Und darüber fiel sie in Ohnmacht?“

„Warum nicht? Vielleicht schickte es ihr ein Liebhaber diesen Wege zurück!“

Ein Liebhaber — Marcel wußte es besser. Es war ein Medaillon, das ihm der Chevalier gezeigt, das ehemals François Lambert besessen. . . . Mußte eine solche Erinnerung an den Marie nicht aufs tiefste erschüttert haben? Und wenn er einen Zweifel hegte, jetzt war er zerfloben. Nur der Chevalier hatte diesen Blumenstrauch auf die Bühne geworfen. In den Schritten hatte er die Thür erreicht und stand auf der Diebmaße hatte der Theaterfreund allein, mit langem Gesicht verdrücklicher Laune, die Kosten zu tragen. Auf dem zwischen dem Theater und dem Kaffeehause wimmelte es noch Menschen und Fuhrwerk, nur mit Mühe gelang es den wächtern und der Scharwache, den Wagen einen Durchgang verschaffen. Als Marcel über die Schwelle des Café ging, kam eine Carrosse daher, mit zwei fackeltragenden Dienern auf dem Stehbrett.

„Plas! Plas!“ hieß es. „Das ist der Wagen der Mademoiselle Gaussin!“ Bei der Nennung dieses Namens brach die Menge in ein lautes Beifallsgeheul und in Hochrufe, die nicht wolkten, aus. Die Einen klatschten mit den Händen, die Schwentten die Hüte. Mit beiden Armen arbeitete sich die durch die Gasser, um wo möglich einen Blick von der Carrosse zu erfassen. Aber ehe er in die Nähe ihres Wagens gelangen konnte er in dem einen der Fackelträger den Chevalier erkannte seinen Augen nicht — es ist eine Täuschung, sagte er. Und doch, es war dieselbe schlanke, schmachtige, feingliedrige Gestalt, so bewegte der Chevalier den Kopf, so erhob er sich auf dem Stehbrett, so . . . Da war der Wagen in der Seitengasse eingekommen nur der Lichtschein der Fackeln war noch von der rasch entwichenen Erscheinung sichtbar. Wie verfeinert stand der Jüngling es war ihm, als müsse er sich auf sich selbst zurückbeugen, zur Ueberlegung und Sammlung sollte er indeß an dem Abend nicht mehr finden. Die lodernen Fackeln, das Geschrei hatten die Pferde eines anderen Wagens schon gedroht durchzugehen; Marcel, in die vorderste Reihe gedrängt warf sich ihnen entgegen, und mit Hilfe des Kutschers und anderer Leute gelang es ihm, sie zu beruhigen. Darüber die Dame, die im Wagen saß, angstvoll ihren Kopf aus dem Fenster gestekt: es war die Marquise. Was konnte sie thun? Wie mächtig auch alle Triebe seines Herzens, welche Eifersucht ihn Marien nachzogen, er konnte sich der Bitte Marquise nicht entziehen, einzusteigen und sie, die in den ängsten war, nach Hause zu begleiten.

Welch ein Zusammenstoß! In dem engen dunklen Saal eines Wagens! Vor Furcht, um Nichts sehen zu müssen, die Marquise auch die Gardine des Fensters herabgelassen. Sie war in noch größerer Aufregung, als Marcel; wiederholt sah sie ihn ihren Beschützer, ihren Lebensretter. Vergebens lehnte jeden Dank ab; ihre Hand zitterte in der seinen, ihr Kopf an seiner Schulter. Konnte er sie von sich stoßen? Und doch es ihm, als ob jede Berührung ein Verrath, eine Untreue gegen Marie sei. Gegen Marie, die jetzt vielleicht mit dem Chevalier gerade so spräche, wie die Marquise mit ihm! Blindwollend schickte, du wirfst uns durcheinander, wie ein Kind die Steinchen, mit denen es spielt! Dieses und jenes Gespräch Marcel beginnen, um die schwüle Stille, in der nur das Schlagen seines Herzens und die heftigen Athemzüge der Marquise vernehmbar wurden, zu unterbrechen, aber die leidenschaftlich bewegte Frau ließ es nicht dazu kommen. Nur in abgerissenen Worten machte sich ihr Haß gegen Marie Luft; sie füllte, deren Schatten sogar ihr Eintrag that, daß jene noch im Ferne mächtiger sei, als ihre Nähe. So viel er konnte, fuhr Marcel die Geliebte zu vertheidigen, zuletzt schwieg er ganz. Rede erzürnte die Marquise mehr und mehr.

„Du liebst sie!“ rief sie zwischen Schmerz und Wuth, schluchzender Stimme, „aber ich will diese Liebe aus deinem Herzen reißen! Mir sollst du gehören, mir allein!“

„Marquise!“ Erichroden fuhr Marcel zurück. Aber es war schon zu spät, sie bedeckte sein Gesicht mit ihren Küssen. Da hielt der Wagen, sie waren vor dem Hôtel Noailles angekommen. Marcel, jeder müsse in seinem Gesicht die Schuld lesen. Schneller hatte sich die Marquise gesammelt, war ganz die vornehme, selbstbewußte Dame. Marcel geleitete sie bis an den Fuß der Treppe; dort nahm er Abschied, um dem Vorwand, daß er mit seinen beschmutzten Kleidern die Schuhen nicht in ihre Gemächer passe. Sie lachte zwar darüber allein sie wagte es nicht, ihm mit einer Bitte festzuhalten. Während ein Diener mit silbernem Amselbacher ihr die Stufen hinleuchtete, schied Marcel; bis die hohe Thür des Portals hinter ihm geschlossen, glaubte er sich von dem brennenden Blick der Marquise verfolgt.

Einmal auf der Straße war es ihm, als sei er einer großen Gefahr entronnen. Er freute sich des dichten Nebels, der den Saal niederging; ein grauer Schleier, der ihn einhüllte; eine Decke, die seine erhitzten Wangen kühlte. Ohne Wahl und ohne Willens handelte, ging er vorwärts. Wie so oft im Thum und Laffen des Menschen war indeß auch bei Marcel das Unerwartete, das sicher Führende in unserer Brust an die Stelle der bewußten Ueberlegung getreten. Nicht nur über die Marquise die Kinder, wie das Sprichwort behauptet, auch über die Liebhaber wacht ein Gott. Geraden Wegs eilte der Vicomte zur Wohnung Mariens. So unabsichtlich und unwillkürlich war die Bewegung, daß er in der Nähe des Hauses, wie erstaunt, sich zu finden, den raschen Schritt hemmte. Was beginnen? Er schaute hinauf, die Fenster waren dunkel. Aber konnte ihn dieser Umstand hindern, sich bei Mariens Dienerin nach Befinden zu erkundigen? Wie sie aus dem Theater zurückgekehrt Ob sie schlief? Und doch war ein Vorgefühl in ihm, das ihn zaudern ließ.

„Guten Abend, mein Herr Vicomte von Montjoye!“ Eine scharfe Stimme. „Oder lieber, gute Nacht! Denn dürften nicht mehr weit von der Gespensterstunde entfernt sein.“ Aus dem Nebel auftauchend stand der Chevalier, von dem

...einer Straßenlaterne getroffen, an der Seite Marcel's. Der Blick des verhassten Mannes riß den Jüngling aus allen Träumen und unklaren Empfindungen. Jetzt oder nie! Räffest du ihn dir wieder entweichen, findest du niemals Gelegenheit, Rache zu nehmen! war sein einziger Gedanke.

„Es ist eine Glückstunde, Herr Chevalier,“ entgegnete er, da ich Sie treffe. Sie haben dies mit den Gespenstern gemein, ein Hahnenschrei und vor einem blanken Degen zu entfliehen.“

„Was das Letzte betrifft, werde ich die Ehre haben, Vicomte vom Gegentheil zu überzeugen, sobald es ihm beliebt.“

„Sie scherzen, Herr Chevalier! Sie machten mir schon im Hause der Frau Marquise von Noailles dies Anerbieten, aber Sie zogen es vor, nach dem Versprechen unsichtbar zu werden.“

„Sie haben mich gesucht? Ich bedauere tausendmal. Für ähnliche Fälle, ich wohne am Königsplatz, in dem Hause zum goldenen Herzen.“

„Ich danke; aber könnten wir nicht hier das Nöthige vorbereiten?“

„Vor den Fenstern der Mademoiselle Gausin? Warum nicht? Sie ist ja doch wohl die einzige Ursache Ihres Grolles gegen meinen armen Vetter.“

„Sie irren sich. Ich hatte mit Ihrem Vetter keinen Streit auszufechten. Es gilt Ihnen, mein Herr, nur Ihnen!“

„Um so besser. Man schlägt sich noch einmal so gut, wenn es sich um die eigene Ehre handelt. Wegen der Schulden eines Veters — Sie begreifen, daß man es damit nicht allzu eilig und allzu genau nimmt.“

„Wohl, wohl! Nicht so viel höfliche Worte, Herr Chevalier! Zur That! Wann treffe ich Sie?“

„In drei Tagen, um zwölf Uhr Mittags. Es ist die einzige Stunde in diesem Nebelwetter, in der man die Knöpfe auf dem Rock seines Gegners deutlich sehen kann.“

„Gut. Und wo wollen wir uns treffen?“

„Reimen Sie das rothe Haus in Chaillot? Ein lustiges Wirthshaus, fünfzig Schritte davon liegt ein kleines Gehölz, Tannen und Eichen.“

„Ich kenne es und werde die Stunde nicht verfehlen.“

„Die Wahl der Waffen steht Ihnen zu, Herr Vicomte.“

„Der Degen denn.“

„Einverstanden! Wünschen Sie die Gegenwart von Zeugen?“

„Ich werde einen Freund mitbringen.“

„Fertig also! Auf Ehrenwort! Für das Weitere sorgt die Zukunft. Und da ich nun Ihrer Empfindlichkeit genug gethan, darf ich nach der Ursache Ihrer Abneigung fragen? Ist Ihnen meine Nase zu lang?“

„Sie sind ein Schwärzer, ein Gek!“ brauste Marcel auf. „Genügt Ihnen das? Aber nein, ich will Ihnen die Wahrheit sagen! Sie haben heut Abend das edelste, das schönste und beste Mädchen in Frankreich verhöhnt, beleidigt, bis auf den Tod gekränkt; Mademoiselle Gausin.“

„Der Chevalier lachte sein gellendes, höhnisches Lachen.“

„Ich halte Sie für den Veranstalter des schändlichen Vorfalls im Theater, Sie haben.“

„Ich habe. O junger Mensch! Ihre Einfalt hat etwas Rührendes, aber vergessen Sie nie, daß hienieden die Unschuld schlimmere Folgen nach sich zieht, als die Sünde. Sie wollen wie die Heiligen der alten Zeit zwischen zwei Scheiterhaufen hindurch gehen? Daß die Flammen Sie nicht ergreifen! Was habe ich gethan? Ich habe in einem Blumenstrauß dem Fräulein das Medaillonbild wieder zugestellt, wie ich es meinem sterbenden Vetter versprochen.“

„Sie mußten wissen, welch schrecklichen Eindruck dies auf die Dame hervorbringen würde.“

„Freilich, sie hätte klüger gethan, mich in ihrer Wohnung anzuhören. Warum verweigerte Sie es mir? So oder so, ich mußte mich dieses Bildes entledigen. Uebrigens habe ich vor einer halben Stunde Mademoiselle Gausin um Verzeihung wegen des Schreckens gebeten, den ich ihr verursacht.“

„Sie waren bei ihr?“

„Da der Vicomte von Montjoye, der den Vorrang hat, nicht zum Dienst bei seiner Dame war, so durfte der Chevalier de Lambert eintreten. Es ist wie beim Kartenspiel, jetzt liegt der König oben, jetzt der Dube. Da Alles rollt, rollen wir auch.“

„Im Nebel ging er davon. „Auf Wiedersehen in Chaillot!“ hörte ihn Marcel noch aus der Finsterniß heraus sagen, in der nächsten Secunde hatte sie ihn gleichsam verschlungen.“

„Noch lange stand Marcel an einen Straßenseiler gelehnt, zu den dunklen Fenstern der Geliebten hinaufblickend. Er war dort oben gewesen, der Verhasste! Die Empfindung überkam ihn, daß auf Erden Alles Wechsel und Dunst, Traum und Lüge sei. Und wenn er dann wieder der Marquise gedachte, fühlte er die Röthe der Scham auf seine Stirn steigen, und der tiefe Widerspruch des Lebens zerriß sein junges Herz.“

(Schluß folgt.)

Italiener, ritterlich nachstrebten, ohne es zu erreichen. Dem spanischen und portugiesischen Ritterthum gab die fortdauernde Verbindung mit den Mauren und Arabern, dem italienischen aber die lebendige Tradition der antiken Welt seinen eigenartigen Anstrich. Diese Ritterthümer aber verloren sich, weil der Geist der antiken Welt so wenig wie die mohammedanische Weltanschauung sich mit dem Geist des Ritterthums vertrugen, die überische in lächerliche Pedanterien bis zum Don-Quixotismus, die italienische durch den Geist eines Picus von Mirandola zeitweise höhere Bedeutung gewinnen und wenigstens europäische Mode werden konnten.

Was die Sarmaten betrifft, so kennen sie weder Galanterie noch Ritterthum; gewiß hat es polnische Ritter gegeben, d. h. Polen, welche im Geiste eines fremden Ritterwesens, besonders des französischen, lebten, ein polnisches Ritterthum aber gab es niemals. Ebenso hat es kein nordisches Ritterthum gegeben; die Ritter, die dort vorkommen, folgten meist dem deutschen Ritterthum.

Wir reden von diesem deutschen Ritterwesen zuletzt, weil es das einzige ist, welches sich nicht nach dem Vorbild des französischen, sondern ganz eigenartig entwickelte, weil es jenem sehr oft feindselig entgegenstand, sich dann wenigstens abwehrend verhielt und endlich, als es vom französischen Ritterwesen überwunden war, ein trauriges Zerbild, namentlich auf der Seite der Galanterie, bildete, welches fortwährend patriotischen Unmuth, oft satirischen Zorn gegen sich aufrief.

Der hiederbe deutsche Rittermann konnte sich mit dem französischen oder dem anglo-normannischen Ritter sehr wohl messen, wenn es sich um Rechtschaffenheit, treue Erfüllung gegebenen Wortes, tapfern Muth im Streit, Ausdauer in Bewehrung, Kraft und Kunstfertigkeit im Waffenwerk handelte; er übertraf seine Rivalen in Einfachheit der Sitte, in Keuschheit und Gradheit; aber er stand ihnen nach, wenn es sich um Gefälligkeit im Umgang, um Milde des Wesens, um gesellige Beweglichkeit und geistige Rührigkeit, kurz, um diejenigen Eigenschaften handelte, welche in den Beziehungen zu den Frauen in den Vordergrund treten; das deutsche Ritterthum hatte seine schwache Seite in der Galanterie. Und es war schlimm, daß der deutsche Ritter oft genug seines Wesens Schwäche als seine Stärke angesehen wissen wollte.

Der Franzose war, wenn auch nicht ohne Eitelkeit, fast ohne Ausnahme artig, gefällig gegen die Frauen, verbindlich gegen Jedermann, voll Weltkenntniß; der Deutsche meist steif im Umgang, unbehilflich in der Gesellschaft, platt im Scherz und voll Ueberhebung gegen Frauen, was freilich eine herzliche und innige Liebe durchaus nicht ausschloß.

Die Galanterie des liebenden deutschen Ehemanns ging gesellschaftlich selten über die Liebföhung „mein Gemahl“ oder „liebe Hausfrau“ hinaus, und danach stellte sich das Andere. Der Junker hieß der „Dube“, der Hofmeister der „Bubenzuchtmeister“, die Ordnungsbeamten hießen „Prügelknechte“, und die Gesellschaft der Ritter bedurfte auch des „Stillschweigengebieters“, der mit seinem Stabe an den Pfeiler schlug und Stillschweigen gebot, wenn die Herren zu laut wurden. Diese seltsame Würde findet sich übrigens auch an den Wallisischen Höfen, wo der Gosdegor (Silentiary) die neunte Stelle als Hofbeamter hatte. Durch eine derbe Ohrfeige wurde der deutsche Ritter wehrhaft gemacht; „Nimm diesen Schlag und keinen mehr!“ Und Heirathen hieß selbst unter dem hohen Adel Deutschlands „eine Frau kaufen“. In der limburgischen Chronik wird u. A. gemeldet: „Die eine Tochter Johanna kaufte Hermann zu Hessen; die andere Tochter kaufte ein Herr von Henneberg in Sachsenland. Mehr denn zwanzig Jahre nach Graf Johanns von Nassau Tode kaufte der Junker Philippus ein Weib von Spangenberg.“

Freilich wird man mit Recht einwenden können, daß oft wohl die Sitte milder war, als die Sprache, daß sie sich mit der Zeit immer mehr milderte, aber die Sprache spiegelte doch die Sitte meist sehr getreu wieder, und die factische Unfreiheit der Frauen im Mittelalter kann nicht bezweifelt werden.

Uebrigens war die Stellung der französischen Dame in der Ritterzeit eine ebenso unfreie, wie die der deutschen Hausfrau, trotz der bis ans Slavische streifenden Huldigungen, trotz der blühenden Unterthänigkeitsfloskeln und der Fülle von Diensteregebenheitsbethenerungen, mit welcher sie überschüttet wurde. Aus der rechtlichen und meist auch sehr wirklichen Unfreiheit der Frau neben der ausgesprochenen Damenverehrung erklärt sich allein schon der schreiende Gegensatz von überfeiner Sitte und abscheulicher Rohheit, dem man in der Geschichte jener Zeit so oft begegnet.

Wenn Ludwig XIV. als Kind die Ruthe bekam, mußte die Oberhofmeisterin in den rigorosesten Formen der ehrerbietigsten Etiquette mit allen Titeln und Ergebenheitsbethenerungen dabei procediren. „Machen Sie nicht so viele Complimente, Madame, aber schlagen Sie weniger derv!“ voll der Königsfnabe einst bei einer solchen Execution gerufen haben. Manche Aeußerung aus dem Munde der Frauen der Ritterzeit klingt ähnlich wie jener Ausruf des jungen Königs: „Mehr Freiheit und weniger Complimente!“

Vor dreißig Jahren sahen wir ein Bild der Königin Victoria; sie saß auf dem Thron, der Lordkanzler und die Barone lagen vor ihr auf den Knien, aber die Hände der Königin lagen zusammengewunden in ihrem Schoß.

Das ist das Bild der Ritterdame, die Galanterie ließ die Ritter vor der Dame knien, aber sie lösete die Bande nicht, die Frau blieb unfrei.

Der Umgang mit den Frauen in der Ritterzeit, die Galanterie, regelte sich in der französischen Ritterthümer und bei Allen, welche in dieser ihr Vorbild sahen, sehr bald nach den sogenannten „guten Gewohnheiten“; es bildete sich ein festes Herkommen, dessen einzelne Punkte anfänglich durch die Tradition forterbten, namentlich an den Höfen der Fürsten und Könige. Dann wurden sie aufgeschrieben, und die Streitigkeiten, welche so oft vorkamen, wurden nach den Sätzen des aufgeschriebenen Herkommens geschlichtet. Dieses geschriebene Herkommen aber hieß die „Etiquette“. Solche auf den ersten Blick unverständliche Bezeichnung kommt von den Zetteln her, welche die Beamten und Richter an die Cartons und Wappen banden oder klebten, um die Inhaltsangabe darauf zu schreiben. Auf diesen Zetteln stand Est hic questio, oder abgefürzt Esthicquest., d. h. hierin handelt es sich — dann folgte der Name der Proceßführenden oder der sonstige Zusatz der Wappe. Aus der Abkürzung Esthicquest aber entstand die Bezeichnung Etiquet oder Etiquette. Die Sammlung der Vorschriften für die Gebräuche bei Hof wurde dann vorzugsweise Etiquette genannt und weiter auf die Gesellschaft überhaupt übertragen.

Die ritterliche Gesellschaft des Mittelalters erzog den Knaben von frühe an schon für das Ritterthum und die Galanterie, für die ritterliche Verehrung der Frauen, welche einer der Hauptgrundsätze des Ritterwesens blieb. Bis zum siebenten Jahre, selten viel länger, war der Sohn bei der Mutter, im elterlichen Hause; dann kam er an den Hof des Lehnsherrn oder sonst eines Fürsten, wo er aber doch in der Frauenerziehung blieb, denn zunächst diente er als Edelknaube der Gemahlin, Mutter, Schwester oder Tochter des Lehnsherrn. Hier erhielt er von der schönen Herrin selbst die erste gesellschaftliche Erziehung nicht nur, sondern auch den ersten Unterricht in religiösem und weltlichem Wissen. Seine Herrin lehrte ihn Gott dienen und die Damen verehren. Der Theorie aber ging sofort die Praxis zur Seite, denn er mußte nicht nur die Gebete, die ihn die Dame gelehrt, vorlesen, sondern sich unter den Damen des Hofes Eine wählen, welche er für die edelste, schönste und tugendhafteste hielt, die er dann seine Herrin nannte und der er alle seine Gedanken und Handlungen, wie einer Gottheit, beichtete. Es war das eine Verehrung von Heiligem und Profanem, welche gewiß ihre sehr bedenklichen Seiten hatte, aber doch weit seltener zu Ungehörigkeiten führte, als man denken sollte.

Die Religionslehre, so dürftig sie sein mochte, ließ doch, da sie mit Ueberzeugung nicht nur, sondern oft mit schwärmerischer Begeisterung ertheilt wurde, eine Verehrung für heilige Dinge zurück, die früher oder später Früchte trug. Die Lehren von der Liebe zu den Frauen brachten in den Umgang jene Achtung und Ehrerbietung vor der Frau, die selbst da, wo sie nur noch äußerlich vorhanden und Galanterie im modernen Sinne geworden ist, noch immer wohlthuend der Rohheit gegenüber erscheint. Der Unterricht, welchen die Edelknaben in Bezug auf Anstand, feine, höfliche Sitte empfangen, ward stets durch das Beispiel der Ritter und Damen bei Hofe unterstützt. Sie hatten ihre Muster immer vor sich. Daher die Bezeichnungen: courtoisie, Höflichkeit.

Aber die Höfe waren nicht nur Schulen für die Edelknaben allein, sondern auch für die jungen Mädchen, denn die ritterlichen Vasallen sandten ihre Töchter, wenn auch einige Jahre später, ebenso wie die Knaben an die Höfe ihrer Lehnsherrn. Die Edelknaben lernten ihre wesentlichen Pflichten hier kennen und anmuthig verrichten. Sie kommen den Rittern, die nach Kampf oder Turnier einkehren, lächelnd entgegen, sie nehmen ihnen die Waffen ab, sie reichen ihnen Leinwand und Ehrenkleid, sie bedienen dieselben bei Tafel, ganz so wie sie einst ihrem ritterlichen Gemahl entgegenkommen und dienen sollen. Endlich lernen sie hier die Wundarzneikunst, so daß sie ihrem Gemahl zu Hilfe kommen könnten, wenn er verwundet heimkehrt, denn Wunden gab es damals immer und überall.

Wenn aus dem Edelknaben dann ein Edelknecht wurde, ein Knappe, écuyer oder wie die verschiedenen Benennungen lauten, trat er nicht nur dem Lehnsherrn durch seine Dienste im Kriege oder im Turnier näher, sondern auch dem Kreise der Damen um die Fürstin. Je mehr er sich auf dem Felde durch Muth, Stärke, List, Tapferkeit, Treue und Umsicht ausgezeichnet, desto leichter wurde es ihm, im Hause seine feine Sitte, seine Unterhaltungsgabe und andere Talente bei den Damen zur Geltung zu bringen. Er gelangte dann zu den Ehrendiensten bei der Fürstin, als Mundschneid, écuyer échanson, Vorschneider, écuyer tranchant, Stallmeister, écuyer cavalcadour u. a. m., aber die volle Geltung des Mannes erhielt er bei den Damen doch erst, wenn er die Ritterwürde empfangen hatte.

Kein Turnier war denkbar ohne Damen; oft führte die Dame ihren Verehrer mit eigener zarter Hand an einer Schlangenlette in die Schranken, die sie ihm erst abnahm, wenn es zum Kampf kam. Gott und seiner Dame, die er meist mit lauter Stimme beim Namen nannte, empfahl sich der Ritter, wenn er den Helm aufsetzte; dann hielt er sich für unüberwindlich.

Beim Turnier von Saint-Denis (Mai 1389) riefen die Herolde aus: „Diener der Liebe, werfet einen sanften Blick auf die Balzone, auf die Engel des Paradieses; dann werdet ihr tapfer und munter sechten, man wird euch ehren und lieben!“

Aber die Damen hatten noch kräftigere Mittel, ihre Ritter zum Kampf zu stärken, die sogenannten faveurs, enseignes, Andenken, Danks. Sie gaben nämlich einen Gürtel, eine Bufen-schleife, einen Schleier, eine Manschette, ein Armband, ein Stück vom Kopfsputz, kurz einen Theil ihres Anzugs, den der Ritter am Helmfamm oder an der Lanzenspitze, auf dem Schild oder sonst an seiner Rüstung befestigte; dieser Dank aber galt als ein Talisman, der Muth und Sieg verlieh. Ging in der Hitze des Kampfes ein solcher Dank verloren, oder nahm ihn der Gegner, so sendete die Dame ihrem Ritter ein neues Liebespfand, er aber legte ihr die Danks zu Füßen, die er von seinen Gegnern gewonnen. Diese Danks waren übrigens nicht nur Liebespfänder und Talismane, sondern auch Merk- und Erkennungszeichen im Kampfgewühl. Oft stand es den Damen zu, einen Friedensritter zu wählen, dann schmückten sie die Lanze mit einem Gürtelbände oder einem Kopfsputz; verstieß nun ein Ritter wider die Turnier-gesetze, griffen Mehrere gegen die Regel einen Einzelnen an, so sprengte der Friedensritter heran, streckte die Damenlanze über den Bedroheten aus, und Niemand durfte ihn mehr berühren. Die Damen waren die Seele des Turniers, und darum ward auch ihnen zu Ehren nach jedem Rennen eine Lanze, die Damenlanze, gebrochen. Waren die Turnierrichter nicht einig, wenn sie den Siegespreis zuerkennen sollten, so wurde den Damen die Entscheidung anheim gegeben. Endlich überreichte eine ausgewählte Dame dem Sieger den Preis mit einem Kuß. Der Sieger wurde von den Damen entwaffnet und endlich bei dem Festmahl von den Damen bedient, oft auch zuletzt von den Damen in seine Herberge mit Musik begleitet.

Aber nicht nur im blutigen Spiel des Turniers herrschte die Galanterie, auch in den blutigen Ernst des Krieges selbst trat sie heischend und treibend ein. So erzählt der ritterliche aller Minstrelz, der treffliche Froissart z. B. von einem guten Ritter aus dem Bourbonnais, welcher den vielversprechenden Namen Bonnelance führte. Der befand sich auf einem Ball zu Montferand in Auvergne unter lauter schönen Damen, und die Schönste unter ihnen, oder die, welche ihm am besten gefiel, sagte zu ihm, sie möchte gern einen Engländer sehen. Da setzte sich Herr Bonnelance zu Roß, zog in den Krieg, fing drei englische Ritter und brachte sie der Dame nach Montferand. Für dieses Ritterstück wurde er sehr belobt, die Damen küßten ihn und waren drei Tage lustig mit ihm, dann ritt er weiter. Die drei englischen Ritter aber blieben in Montferand gefangen, bis sie ihr Lösegeld an die Damen bezahlt hatten.

Den Geist, der unter den Damen der Ritterzeit herrschte, hat Alain Quartier ganz vorzüglich geschildert in einem Gedicht.

Galanterie und Etiquette.

Von George Hefekiel.

Ritterthum und Ritterwesen, die politische und sociale Einrichtung des mittelalterlichen Lebens, üben noch heute einen so mächtigen Einfluß auf unsere Gesellschaft und namentlich auch auf die Frauen in derselben, daß es sich wohl verlohnt, einen Rückblick anzustellen in einem Zeitpunkt gerade, wo sich offenbar eine wichtige Veränderung in der socialen Stellung der Frau zu vollziehen beginnt, weil ernste Bestrebungen an die Stelle kindischer oder widerlicher Anläufe getreten sind.

Galanterie ist das Ritterwesen in seinen Beziehungen auf die Frauen, und dieser Name schon, mit dem die spätere Zeit einen ganz anderen Begriff verbunden hat, trägt noch heute nicht wenig dazu bei, falschen Vorstellungen über die Stellung der Frauen Eingang zu verschaffen, zumal da das Ritterwesen sich bei den verschiedenen Nationen von Anfang an ganz verschieden gestaltete. Einzelne Züge eines nationalen Ritterthums, auf das gesamte Ritterwesen übertragen, haben mannichfach heillose Verwirrung erzeugt.

Das Ritterwesen in seinen Beziehungen zur Frau, die Galanterie, hat sich am glänzendsten und schnellsten bei den Franzosen entwickelt; den Franzosen zunächst stehen die Engländer, deren Ritterthum eben ein nordfranzösisches, normannisches ist. Die französische Galanterie war das Vorbild für die Ritter anderer Nationen, welchem Spanier und Portugiesen, zum Theil auch die

in welchem vier Damen die Schicksale ihrer Ritter in der Schlacht bei Azincourt besprechen. Die Erste ist voll Stolz und Freude über den Heldentod, den ihr Geliebter gestorben, sie fühlt sich durch sein Sterben gehoben und geehrt; die Zweite beklagt das Mißgeschick ihres geliebten Ritters, der nach hartem Widerstande in Gefangenschaft gerathen, aber sie wird ihren Schmuck verkaufen und sein Lösegeld zahlen; der Verehrer der dritten Dame ist unter den Vermißten, er war nicht unter den Gefangenen, man fand ihn nicht unter den Todten, aber zuletzt noch sah man ihn wacker streiten, das ist der Trost seiner Dame; der vierte Ritter dagegen ist frisch und gesund, aber fahnenflüchtig verließ er schändlich das Schlachtfeld, und bitterlich beklagt sich seine Dame, daß sie ihre Neigung einem so nichtswürdigen Manne geschenkt. Wäre er doch todt, dann dürfte ich ihn noch lieben!

Auch im Kriege schmückten sich die Persevanten der Liebe, ein Name, den sich die Ritter gern beilegen, mit dem Bildnisse, der Lieblingsfarbe, der Devise ihrer Damen. Herausforderungen, um dem Gegner zu beweisen, daß der Dame des Herausforderers keine andere gleichkomme, waren mitten im Kriege häufig; das ging so weit, daß man endlich wirklich glaubte, der stärkste Ritter müsse auch die Liebe der schönsten Dame besitzen. Es klingt dieser Glaube noch durch in der Romanze „Partant pour la Syrie etc.“, in der es heißt: l'honneur à la plus belle, l'amour au plus vaillant! Bekanntlich ist diese Romanze vom „jeune et beau Dunois“ durch die Composition der Königin Hortense, der Mutter Napoleons III., zur Hymne des zweiten französischen Kaiserreichs geworden.

Zener Galanterie letzter Hauch weht in Frankreich noch durch die Jugendzeit König Ludwigs XIV., damals noch schossen sich Cavaliere lediglich zu Ehren ihrer Damen auf Pistolen.

Es läßt sich denken, daß es auch zur Galanterie gehörte, von der Liebe zu reden; Ritter und Damen beschäftigten sich fortwährend, das eigentliche Wesen der Liebe zu definiren; sie verloren sich in ein Labyrinth der sonderbarsten Spitzfindigkeiten, sie warfen Fragen auf, zu deren Beantwortung endlich wieder eine Art von Wissenschaft gehörte, welche schließlich in langweilige Pedanterie anstarrte.

Zur Entscheidung solcher Fragen wurden dann förmliche Gerichtshöfe der Liebe (corte, parlamento d'amore) eingesetzt, vor denen die Troubadours ihre Ansichten in Gedichten (tenzones) verteidigten, bis die Damen das Urtheil sprachen.

Trotz dieser Ehren aber, welche den Frauen gewidmet wurden, trotzdem, daß dieselben bei dem Ritterschlag häufig fungirten, indem sie den neuen Ritter wappnen halfen, findet sich doch kein Beispiel, daß einer Frau die Ritterwürde erteilt worden wäre; auch die Beispiele, daß eine Frau die Ritterwürde vergeben hätte, sind nicht stichhaltig. Freilich kommen Damen vor, welche den Titel equitissa, militissa führen, aber diese waren eben nur „Ritterinnen“ als Töchter oder Gemahlinnen eines Ritters. Uns ist nur ein Beispiel bekannt, wo die Ritterwürde an Frauen gekommen. Die Stiftsdamen von Sanct Gertrud zu Nivelles in Brabant wurden nach einem Noviziat von drei Jahren vor dem Altar der Stiftskirche durch einen untadeligen Ritter, der besonders dazu berufen wurde, in die Rittererschaft, durch Ritterschlag u. s. w. feierlich aufgenommen. Eine so einsame Ausnahme aber bestätigt die Regel, nach welcher keine Dame die Ritterwürde empfangen konnte.

Ueber die Thätigkeit der Damen bei der Wehrhaftmachung eines Ritters gab es übrigens keine besonderen Vorschriften. Wahrscheinlich aber ging es dabei überall ziemlich ebenso zu, wie bei der Wehrhaftmachung des Eid in der Muttergotteskirche zu Coimbra:

Hier in diesem heil'gen Tempel
Hieß Rodrigo Ritterwacht.
Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, sie führt
Selber ihm den Fester zu.
Die Infantin Donna Urafa
Schwallt ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter!“ sprach sie, „welch' ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie!“

Ein Haupttheil der Galanterie beruht aber auf der formellen Verpflichtung der Ritter: „Wittwen und Waisen zu schützen und zu unterstützen.“ „Wenn eine ehrbare Dame,“ sagt noch Brantôme, „standhaft und fest bleiben will, so darf ihr Diener zu ihrer Unterfützung sein Leben in keiner Weise schonen, es mag ihr Leben, ihre Ehre, oder auch nur ein nachtheiliges Wort über sie betreffen.“

Die Ritter waren, den Damen solchen Schutz zu leisten, jedoch nicht unbedingt verpflichtet; er beruhte auf der Voraussetzung tadellosen Wandels, reinen Namens der Dame.

Wie die Dame verfuhr, wenn sie einen Ritter zu ihrem Vertheidiger machte, lehrt uns Gérard de Nevers. Da das Fräulein den Eifer Gérard's sah, nahm sie ihren großen Suppentopf, gab denselben als Pfand an Gérard, der solchen sehr gern annahm, und sprach: „Mein Herr, damit übergebe ich mein Leben, meine Güter, meine Ehre Gott und Euch zu bewahren; ich flehe zu Gott, daß er Euch seine Gnade verleihe, damit Ihr davon kommt und uns aus unfern Nothen befreien könnt!“

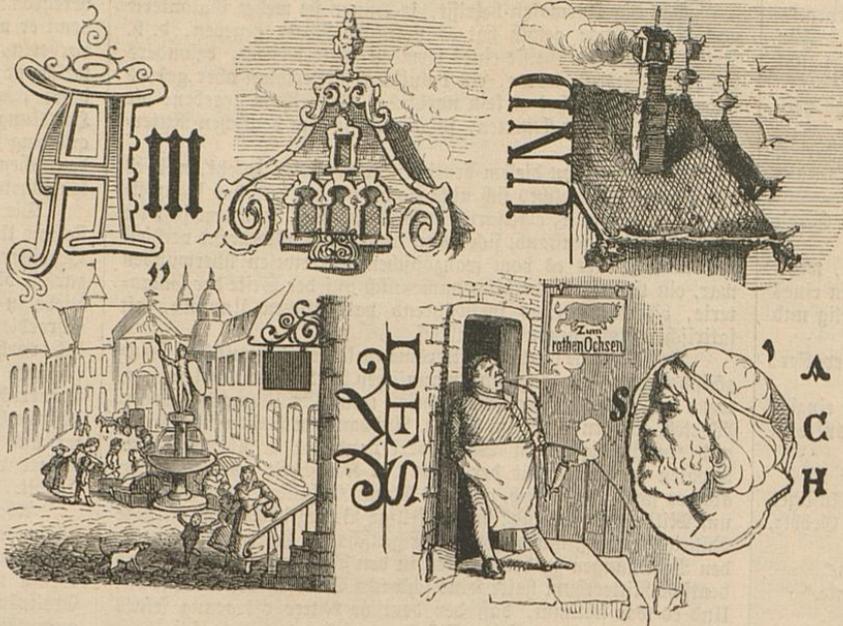
War die Ehre der Damen dem Ritter überhaupt heilig, so war das Gesetz des Ritterthums besonders streng gegen ihn, wenn er sich gegen die Gemahlin, die Mutter, die Schwester oder die Tochter seines Lehnsheeren verging; hier zog schon ein Verstoß gegen die Sitte, z. B. ein geraubter Kuß, unnachsichtlich den Verlust des ganzen Lehnsbesitzes nach sich.

Die Damen sollen sich Ehre erwerben durch Schönheit, welche ihnen als ein großes Verdienst angerechnet wird; aber Geist und Klugheit, Wohlthun der Bede und Anstand erwirken ihnen die eigentliche Ehrerbietung. Wenn sich eine Dame, deren Ruf nicht ganz fledenlos war, über eine andere von reinem Namen setzte, so hatte der Ritter nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die reine Dame bei der Hand zu nehmen und sie über jene zu setzen. Dazu aber sollte er (nach de Latour) also sprechen: „Es sei Euch nicht mißfällig, Dame, wenn Euch diese Dame hier vorgeht, denn ist sie auch nicht so reich und vornehm wie Ihr, so ist doch kein Makel auf ihr, und sie wird zu den Reinen gerechnet; dieses ist, was mir sehr leid thut, bei Euch nicht der Fall, aber man gibt die Ehre nur denen, die es verdienen, also darf Euch dies nicht befremden.“

Es mag eine öffentliche Klage derart im Leben selten vorgekommen sein, aber die Möglichkeit bösen Mißbrauchs lag nahe genug, und gerade bei diesem Punkt sieht man die Unfreiheit der Frauen ziemlich klar zu Tage kommen. Uebrigens war die Unfittlichkeit jener Zeiten, trotz all der ritterlichen Frauenvereinerung, keineswegs geringer, als in anderen Perioden.

(Schluß folgt.)

Rebus.



Räthsel.

Wie wunderbar! Als ich im Jugendkleide
Mich schmückte mit dem frischen, hellen Grün,
Da mühte ich vereinsamt steh'n in Liebe,
Denn Niemand wollte an das Herz mich ziehn.

Ich nahm das Kleid und leg' es still bei Seite
Und wählte mir ein purpurroth Gewand,
Da war's, als ob — doch nur aus fernem Weite —
Herwinkte schon zum Willkommen manche Hand;

Und wie ich schmückte mich zum dritten Mal
Mit dunklem Kleid, damit im grünen Saal
Gleich meinen Schwestern ich mir Lob gewinne,
Da wurde mir gar wunderbar zu Sinne,
Mich wollten gleich'nbe Lippen an sich pressen,
Ja, Alle mich vor lauter Liebe essen.

G. S. Arms.

Auflösung des Rebus Seite 152.

Der Eine ach't's,
Der Andre verlacht's,
Der Dritte betracht's,
Was macht's?

Auflösung der Charade Seite 152.

„Banknote.“

Auflösung der Schachaufgabe IX. Seite 104.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) c 5 — c 6 oder 1) g 5 — g 6			
	A.		B.
1)	Ke 4 — f 4	1)	Ke 4 — d 4
2) D e 2 — g 2	beliebig	2) D e 2 — c 2	beliebig
3) S ±		3) S ±	
	C.		D.
1)	f 5 — f 4	1)	d 5 — d 4
2) S e 7 — f 5	beliebig	2) S e 7 — d 5	beliebig
3) D oder S ±		3) D oder S ±	

Diese Aufgabe stellt symbolisch — die Stellung bildet ein Kreuz — den Glauben dar; ihr werden als Nr. X und XI Herz und Unter, Liebe und Hoffnung, folgen.

Correspondenz.

- S. v. St. J. — 7.** Wir empfehlen Ihnen den Schnitt des Anzugs Abbildung Nr. 45 auf S. 159 d. Jahrg.; derselbe ist jedoch in erforderlicher Weise zu verkleinern.
- Eine „glühende“ Verehrerin des Bazar.** Richten Sie die Schürze nach Angabe der sehr ausführlichen Beschreibung her, welche die Form, d. h. die Länge, die obere und untere Breite der Schürze aufs genaueste angibt. Eine Frau „hoch in den Hwangzögern“ kann ohne Bedenken ein weißes Wollkleid tragen.
- S. W. Braunshweig; eine langjährige Abonnentin; S. v. D. Wien.** Nächstens.
- N. L., geb. S.** Garnituren von Atlasröschchen sind nicht mehr modern. Vorlagen zu hübschen Aermelgarnituren bieten Ihnen unsere Modesticker, besonders aber die Abbildungen von Roben, Promenaden-Anzügen, Tailen u. s. w. im Bazar.
- Feinwäscherin.** Derartige Wollenband ist vor dem Brennen mit einer Auflösung von Gummi arabicum anzufeuern.
- St. in Russland.** Fertigen Sie das Chemiset des Oberhemds aus recht feiner Leinwand und verzieren Sie es längs der Säume in der von Ihnen erwähnten Weise.
- M. E. Danzig.** Eine für weiße Piquéleiber sehr geeignete Garnitur sind Frisuren von gleichem Stoff.
- N. B. in P.** Benutzen Sie das Dessin Abbildung Nr. 6 auf Seite 54 des Bazar 1869, um eine Sonnenschirm-Bekleidung aus Frivolitäten herzustellen. Auch können Sie dazu einen der wiederholt von uns gebrachten Frivolitäten-Plains verwenden.
- N. v. S. in Schleien.** Eine Dame Ihres Alters kann ohne Bedenken einen leichten durchsichtigen Stoff zur Toilette bei einer Hochzeitsfeierlichkeit wählen. Auch das von Ihnen erwähnte Seidenkleid mit Taillur ist passend. Als Umhang eine kurze Beduine oder ein Talma von weißem Kaishmir.
- S. M. Vielleicht später.**
- v. S. in S.** Paletots oder Jacken mit Goldstickerei sind für die Promenadetoilette weniger beliebt. Entschieden Sie sich lieber für einen der auf Seite 140 und 141 d. Jahrg. gebrachten Paletots und für ein Barett.
- P. M. in A.** Verschiedene Reise-Toiletten finden Sie auf Seite 153 d. Jahrg.
- S. v. K. Unter der reichen Auswahl von Vordüren und Plains zu Filetgardinen, welche das zu Seite 315 bis 322 des Bazar 1869 gehörige Supplement enthält, wird ohne Zweifel auch das von Ihnen Gewünschte sein.**
- B. W. N. B. in Ungarn.** Kurze Cadapaletots sind gegenwärtig sehr

- modern; vielleicht gefäht Ihnen der Paletot für ältere Damen Abbildung Nr. 49 und 53 auf Seite 141 und 142 d. Jahrg.
- Fr. J. P.** Ein vorzügliches Erziehungs-Institut für Töchter ge- Stände ist das der Frau Dr. Hauslentner, Berlin, Leipziger- Nr. 12.
- S. J. in S.** Ein Kleid für kleine Knaben brachte der Bazar mit Abbildung Nr. 2 Seite 89 d. Jahrg. Dasselbe wird leicht in entzerrter Weise zu verkleinern sein und kann selbstverständlich sowohl aus nem Stoff wie auch aus weißem Piqué gefertigt werden; in Falle garnirt man es mit einem Schrägkreifen von gelbem farbigter Lise oder dergl.
- Treue Abonnentin in D.** Wir empfehlen Ihnen zur Toilette zeitweiligen einen Paletot vom Stoff des Kleides oder von dem Grosgrain, oder auch einen Talma, eine Mantille aus schwarzem u. s. w.

- „Carneval.“ Ein helles Seidenkleid mit ausge- Taille und in entsprechender Weise garnirt ist eine aus geeignete Palettolette für eine junge tanztänzerin.
- Fr. G. in L.** Es sind für das betreffende Wäsche- weite, Achsellänge, Brust- und Schulterbreite, Aermellänge zu messen.
- Sehr treue Anhängerin des Bazar.** Bei auf- Durchblättern des Bazar werden Sie Ihre sam- Fragen beantwortet finden.
- B. C. in W.** Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen können.
- C. v. G.** Senden Sie den Stoff in eine Schönfärberei den größten Städte.
- Abonnentin in P.** Paletots für Mädchen haben Seite 137 des Bazar d. Jahrg. Kleinere Mädchen vorzugsweise ausgeschnittene Kleider zum Ausgehen, entweder eine weiße Bluse mit langen Aermeln und Taille, oder auch ein Jäckchen oder Fisch, oder eine Pelzine über dem Kleide.
- Tante H. in F. und G. W.** Sie finden Promenaden- (Costüms) mit kurzen Paletots auf Seite 124 d. B.
- A. P. in M.** Es ist wenig gebräuchlich, Oberhemden Herren mit Stickerei zu verzieren.
- Nr. 205.** Wollen Sie sich an die Corset-Fabrik von B. Wittwe, Berlin, Jägerstraße Nr. 43, wenden.
- N-ne 1867.** Zum Zeichnen der Buchstaben in die Dinte man sich geschnittener Schablone und einer feine Dinte; Sie erhalten beides in jeder größeren Schreib- rialien-Handlung.
- B. in S.** Fertigen Sie aus dem schwarzen Sammet ein teiler wie das mit Abbildung Nr. 89 und 90 darge- Seite 192 des Bazar 1869, oder auch eine Pelzine.
- S. . . . G. L.** Gewiß dürfen Sie zu einem schottischen einen Schoß von schwarzem Sammet tragen.
- C. F. S.** Wir bedauern, Ärztlicher Rath wird nicht erteilt.
- W. J. Dresden.** Die Verfasserin, die am besten ge- geben könnte, weit in fernster Ferne. Wir ver- geben die zweite nicht auf die Erste bezieht.

- J. B. L. in G.** Durch die Güte verschiedener Verehrinnen sind mit Placierungs-Bureau in Breslau genannt worden. Wir erbiten Adresse.
- J. W. Berlin.** Bazar 1869, Seite 36.
- J. H. in U.** Gehl's „Künstler-Magazin“, Berlin, Leipzigerstraße 94. Ihnen jedenfalls die gewünschte Auskunft erteilen können. Zweiten Punkt Ihres Schreibens betrifft, so müssen wir ablehnen.
- B. B. in Stettin und Udele.** Lesen Sie die „Kosmetischen Briefe“ Dr. Cornelius, Bazar 1870, Seite 19 und 102.
- S. W. in L.** Bazar 1869, Seite 216 und 346. — Ueber Delmalen- Seide ist uns Nichts bekannt.
- Abonnentin in Posen.** Darüber gibt Ihnen jedes Conventions- Aufschluß.
- Hildegard in Posen.** Bazar 1869, Seite 36 und 298.
- Welchen in W.** Bazar 1869, Seite 68.
- Allice B. in S.** „Wetterglas.“
- Langjährige Abonnentin.** E. Grüne, Berlin, Französische Straße.
- Anna J. in G.** Bestimmtes können wir Ihnen nicht sagen, doch wir allerdings an das Vorhandensein orientalischer Muster.
- Abonnentin in der Schweiz.** Das Kurzschneiden der Haare kräftigungsmittel des Haarwuchses ist durchaus nicht allen Fällen anzurathen. Geht es im Alter von 30 Jahren, ist selten Aussicht vorhanden, daß das Haar eine zur ein- Frisur genügende Länge wiedererhalten werde.
- C. v. C. in W.** Die Flecke an den Aufbaumöbeln sind jeder Stockflecke. Reiben Sie dieselben mit Spiritus ab und poliren Sie mit Tischerpolitur oder mit der sehr bequemen zu handhabenden masse, Kieselack genannt (in Berlin bei J. C. F. Schwarze, Leipzigerstraße 112) nach.
- Zwei Verehrerinnen des Bazar in L.** Das über mangan sauer darf nicht zusammen gleichzeitig mit einem Zahnpulver, bester- Seife und fohlensaurem Kalk, gebraucht werden, weil sich ein übermanganlaures Kalk dann zerlegen. Am besten ist es, das manganlaure Kalk aufgelöst als Mundspülwasser zu brauchen und danach das Zahnpulver (wöchentlich 1 bis 2mal) anzuwenden. Eine Erweiterung der Pupille, durch künstliche Mittel hervor- ist dann sofort zu erkennen, wenn man vorher die nicht erweiterte sah; eine sehr auffällige Erweiterung macht sich freilich auch an erten Blick bemerkbar. — Wir empfehlen Ihnen Dr. Klenke's Lettenbuch.
- A. v. C. in L.** Die in Frage stehenden Flecke lassen sich nur sehr aus farbigen Stoffen entfernen. Sie thun am besten, das mit einer chemischen Waschanfakt, z. B. Jodlin in Berlin, anzunehmen.
- A. P. in St.** Eine Pariser Fabrik, welche sich mit Anfertigung der Abziehbilder (Metachromatypien) beschäftigt, aufzufinden uns nicht möglich gewesen; vielleicht daß auf diese Notiz hin sich solche Fabrik uns nennt.
- J. in N.** In Berlin existirt keine Fabrik von Töpferglasuren, die den Töpfer fertigen sich selbst ihren Bedarf; hingegen soll es dergl. Fabriken in Stettin und Freienwalde geben.
- C. S. W. in B. (Schlesien).** Lassen Sie den Haarboden von den Ärzten untersuchen; vielleicht ist eine Pilzbildung Ursache des Haarausfalles. — Frisches Bienenwax ist dem Haarboden so fern vorzuziehen, als letzteres, wenn nicht gut gereinigt, sehr ranzig wird. — Eieröl wird in den Apotheken bereitet. — W drückte Stellen aus hellem Atlasband zu bringen, legt man die Rückseite des Bandes ein feuchtes Stück Zeug und plättet dann einem heißen Eisen darüber.
- A. v. B. in G.** Um die zu starke Transpiration der Hände möglichst zu kränken, muß man dieselben täglich mehrere Mal mit kaltem wässern, von Zeit zu Zeit mit einer schwachen Ammoniaklösung und der Handarbeit mit einem dem Schweiß abtrocknenden Pulver aus gelben Theilen Weizenwurzel und Talkum (aus der Apotheke) abreiben.
- N. in D.** Eine natürliche, wenn auch etwas auffallende Rötze des Gesichts ist sicher immer noch dem Uebel einer krankhaften Blässe vorzuziehen, welche sich durch äußerliche unschädliche Mittel nicht verbannt. Der Wunsch nach lesterer ist ebenso krankhaft, als solche Blässe. — In Betreff des Haarausfalles verweisen wir auf die Correspondenz, „Der Kranke Vogel am Rhein“ Bazar Jahrg. 1869, Seite 107 sowie auf die „Kosmetischen Briefe.“
- A. J. 1—12.** Nach der — leider gar zu ungenügenden — Beschreibung Ihres Hautübels vermuten wir, daß Ihnen eine wöchentlich 1—2mal Hautwäscherung mit Tanninseife (aus der Apotheke) Hilfe schaffen wird.
- Verehrerin des Bazar in West.** Sie können den Ihnen widerwärtigen schmad des übermanganlauren Kalk durch wenige Tropfen einer Lösung von 1 Th. Pfefferminzöl in 9 Theilen Weingeist, die mit Mundwasser zu mischen, sofort völlig beseitigen. Worräthig läßt sich solche Mischung indeß nicht halten, da das Pfefferminzöl langsam jezend auf das übermanganlaure Kalk einwirkt. — Von dem Uebel des „Eau de Lis“ rathe wir ab.
- X. in St. P.** Spiritus, vorausgesetzt, daß er keine fremden Bestandtheile enthält, ist auf Weingeist ohne alle Einwirkung.
- Dr. Sch. in A.** Wir empfehlen Ihnen die neueste Auflage von Tow's „Gartenfreund“, die Sie durch jede Buchhandlung besorgen können.
- Meta N. N. in Stuttgart.** Sie haben durch Behandlung Ihrer Haut mit so vielerlei, zum Theil direct schädlichen Mitteln (z. B. der bleichhaltigen Torma), statt das Haarbel zu verbessern, dasselbe schlimmer. Wir können Ihnen nur rathe, den Haarboden von den Ärzten untersuchen zu lassen, im Uebrigen aber bei der Haarwäscherung die einfachsten und natürlichsten Mittel zu gebrauchen und nach Regeln zu verfahren, welche die „Kosmetischen Briefe“ an die Hand geben.
- L. v. C. in L.** Schlagen Sie Galleise zu Schaum und bestreichen Sie in dem weißwollenen Kleide befindlichen Delnarben mit diesem Seifen Schaum. Letzteren lassen Sie über Nacht einwirken, waschen dann das Zeug in lauwarmem schwachem Galleisenwasser.